

*Burger
Hof*

ICH, DU, WIR TRAGEN VERANTWORTUNG FÜR UNSERE BAUKULTUR

Ich, du, wir tragen Verantwortung für unsere Baukultur

Als Schuldirektor freue ich mich, dass sich Schülerinnen und Schüler unserer Schule mit Themen auseinandersetzen, die uns alle angehen. So hat sich die Klasse 3B der Mittelschule Welsberg im Schuljahr 2017/18 intensiv mit dem Thema Baukultur auseinandergesetzt, im Schuljahr 2016/17 war es das alte Handwerk, 2015/16 die Geschichte des Burger Hofes in Prag. Ich habe erfahren und beobachtet es tagtäglich, wie sehr unsere Kinder und Jugendlichen berührbar sind von Themen, deren Bearbeitung für sie Sinn macht. Sie sind bereit, Zeit und Energie zu investieren, sich selbst Aufgaben zu geben und diese engagiert umzusetzen. Der Burger Hof, im Besitz der Sozialgenossenschaft EOS, wird zunehmend zu einem Lernort, an dem Kinder und Jugendliche im Gespräch untereinander und im Dialog mit Menschen, die etwas zu sagen haben, ihren eigenen inneren Blick auf die Dinge und die vielfältigen Herausforderungen entwickeln. Lernen erfährt hier eine besondere Nachhaltigkeit. Im Hier und Jetzt entstehen Kompetenzen, aus denen heraus wir unsere Zukunft gestalten. Ich weiß, wie sehr Kinder und Jugendliche Expertinnen und Experten schätzen, die, mit ihrem Inneren verbunden, auf die Dinge schauen, laut über wichtige Themen nachdenken und das mit anderen teilen, was sie im Laufe ihres Lebens an Erkenntnissen und Wissen zusammengetragen haben. Ich weiß auch, dass dabei etwas überspringt, das ein wichtiger Baustein wird im Aufbau einer eigenen stimmigen Haltung. Die Sanierung des Burger Hofes war Anlass, sich fragend einzubringen, den Prozess zu beobachten und die ersten Ergebnisse kritisch zu sichten. Bewahren oder neu machen? – Eine der vielen Fragen, deren die Schülerinnen

und Schüler nachzuspüren versuchten. Sie haben Gespräche geführt, diese ausgewertet und daraus neue Fragen entwickelt. Die vorliegende Publikation ist eine Sammlung von Aussagen, die im Laufe der Gespräche und Interviews von den Expertinnen und Experten geäußert wurden. Schülerinnen und Schüler des Sprachen- und Realgymnasiums haben im Rahmen eines Projektes zur Begabungs- und Begabtenförderung Fotos gemacht, haben diese bearbeitet und in kraftvolle Bildbotschaften verwandelt. Die Publikation ist eine zusammenfassende Dokumentation einer intensiven Beschäftigung mit einem Thema, das uns alle angeht. Ich, du, wir tragen Verantwortung für unsere Baukultur. Das, was mit dieser Initiative begonnen wurde, wird in den kommenden Jahren eine Fortsetzung erfahren. Architekturvermittlung soll und wird ein fester Bestandteil werden in der schulischen Arbeit. Das, was uns umgibt, uns tagtäglich begleitet und „stimmt“, unserem Dasein einen Mehrwert verleiht und unsere Lebensqualität steigert, dem sollen und müssen wir eine neue Aufmerksamkeit schenken. Ich danke den Schülerinnen und Schülern und all jenen Menschen, die zum Erfolg dieses Projektes beigetragen haben, ganz besonders aber den vielen Expertinnen und Experten, die ihr Wissen mit uns geteilt haben. Ich danke Frau Karin Sparber, die in beeindruckender Weise dieses großartige Projekt geleitet und moderiert hat und sich dabei als Expertin für nachhaltiges Lernen ausgewiesen hat.

*Josef Watschinger
Schulverbund Pustertal*



Alexia Milesi / Klasse 2cS

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	2
Interviews	
Begegnung mit Claudia Plaikner	6
Begegnung mit Josef Elzenbaumer	12
Begegnung mit Architekt Dietmar Trebo	18
Begegnung mit Michael Grabner und Masterstudentin Julia Kadnar	24
Begegnung mit Lois Ebner	26
Begegnung mit Christoph Stoll	36
Begegnung mit Peter Summerer	42
Begegnung mit Philipp Achammer	48
Begegnung mit Roland Gnaiger	52
Begegnung mit Luana Ottobrini	54
Gedankensplitter	56
Impressum	60



Simona Mölgg / Klasse 2a5

„Aber es ist eine Grundhaltung des Respektes, den man gegenüber Altem haben sollte.“



Begegnung mit Claudia Plaikner

OBFRAU DES HEIMATPFLEGEVERBANDES SÜDTIROL

Den Landesverband der Heimatpflege gibt es schon seit 1949, wobei die Ideen, die dahinterstecken, bereits um 1900 geboren wurden. Die Gründerväter dieses Verbandes haben schon damals erkannt, dass sich unsere Heimat stark verändert.

Damals war die Zeit des aufstrebenden Tourismus und da hat man sich gedacht, man muss schauen, dass die Heimat nicht ihren Charakter verliert, dass die Kultur, die Architektur, die Bräuche, die Sprache usw. möglichst authentisch bleiben. Bereits vor über 100 Jahren hat man erkannt, dass dies ein Thema ist; und so wurde der Verband gegründet. Wir haben ca. 5.000 Mitglieder, über ganz Südtirol verstreut. Hier im Pustertal gibt es vier Heimatpflegevereine, den jüngsten Verein in Sexten. Er wurde vor fünf Jahren gegründet; dann gibt es Vereine in Toblach und in Gsies – und den Kultur- und Heimatpflegeverein in Bruneck. Es handelt sich hierbei immer um eine Gruppe, die sich regelmäßig trifft und Themen der Heimatpflege behandelt. Nicht in allen Orten gibt es einen Verein. Es gibt die Ortsbeauftragten, das sind Einzelpersonen, die sich darum kümmern, wie sich ihre Heimat verändert, die auf Veränderungen achten, die sich in ihrem Ort positiv einbringen,

in der Gemeinde vorstellig werden, darauf achten, wenn neue Bauten entstehen, Sanierungsmaßnahmen durchgeführt oder neue Infrastrukturen errichtet werden. Sie achten darauf, dass der Charakter unserer Heimat beibehalten wird. Es gibt im Verband auch zwei Arbeitsgemeinschaften: einmal die Arbeitsgemeinschaft Tracht – sie beschäftigt sich mit Kleidung – und dann die Arbeitsgemeinschaft Mundart – sie beschäftigt sich mit dem Dialekt.

Was tut der Heimatpflegeverband? Die Tätigkeit kann man unter dem Stichwort „Erhaltung von Natur- und Kulturlandschaft“ zusammenfassen. In diesem einen Begriff ist unsere Tätigkeit zusammengefasst. Es ist so, dass dieser Bereich viele Facetten hat, uns ist bewusst, dass wir in einem schönen und glücklichen Land leben. Wir haben sehr viel Lebensqualität, wir haben zum größten Teil eine intakte Natur und Umwelt, wir haben gute Luft, die Möglichkeit, unsere Freizeit gleich außerhalb unserer Häuser zu gestalten, wir haben schöne Häuser, wir wohnen komfortabel, wir haben kaum mehr mit Hunger und Armut zu kämpfen. Wir sind in dieser Hinsicht ein sehr glückliches Land. Zudem liegen wir an einer sehr interessanten Schnittstelle zwischen dem

deutschen und dem italienischen Kulturraum, das ist natürlich auch ganz wichtig, das bereichert unsere Kultur: Wir haben Anteil an beiden Kulturen. Je mehr Kulturen und je mehr Sprachen man kennenlernt, desto vielfältiger wird unser Leben – und gerade diese Schnittstelle ist angenehm, sie fordert uns allerdings auch heraus. Durch den Kontakt mit Personen, die eine andere Sprache sprechen und vielleicht nicht so denken wie wir, werden wir herausgefordert; es handelt sich hier natürlich auch um eine kollektive Herausforderung. Auch Migration ist ein Thema für uns Heimatpfleger. Wie können wir uns mit den neuen Mitbewohnern auseinandersetzen, wie können wir sie auch für unsere Kultur gewinnen, wie können auch wir ihre Kultur wertschätzen?

Die Erhaltung unserer Kultur- und Naturlandschaft ist unser Hauptanliegen. Die Baukultur ist für uns ein ganz wichtiges Thema. Wir haben großen Respekt vor alten Häusern, diese können saniert werden. Ein altes Haus muss nicht gleich abgerissen werden, man kann daraus sehr wohl etwas sehr Schönes machen. Mit den heutigen technischen Hilfsmitteln kann man sehr viel tun, man kann Häuser dämmen, sie zu sehr angenehmen Wohnorten gestalten. Sich in einem alten Haus aufzuhalten, hat ein ganz anderes Flair, als sich in einem neuen Haus aufzuhalten. Über jahrhundertalte Schwellen zu schreiten, jahrhundertalte Bretter anzugreifen, die eine Geschichte erzählen, ist natürlich interessanter, als in ein neues Haus zu gehen, das noch keine Geschichte hat; das natürlich auch eine Geschichte bekommen wird, mit der Zeit. Aber es ist eine Grundhaltung des Respektes, den man gegenüber Altem haben sollte. Ich sage nicht, dass alles Alte immer gut ist, aber man kann aus viel Altem etwas

Sinnvolles machen. In diesem Zusammenhang lernen wir auch den Ensembleschutz kennen, dabei geht es darum, dass wir bestimmte Ansichten in unseren Dörfern, Städten und Wohnorten berücksichtigen. Es gibt zum Beispiel ein schönes Haus und daneben einen Backofen, eine Waschküche oder einen schönen Baum oder nur eine unverbaute Ansicht darauf, dann nennen wir das Ensemble, etwas Gemeinsames, einen aus mehreren Elementen bestehenden Teil unserer Heimat. Das können Kultur- und Naturelemente sein, die es zu schützen gilt, das nennen wir Ensembleschutz. Der ist inzwischen Gesetz, die Gemeinden sind verpflichtet Ensembles auszuweisen; dabei gehen die Gemeinderäte, der Bürgermeister, die Techniker usw. gemeinsam durch das Dorf und überlegen, welche Ansichten in unserem Dorf denn besonders schön sind, welche wir versuchen sollten zu schützen. Vor einem Bauernhof ein Kondominium hinzubauen, das geht nicht. Deswegen werden diese Gebiete als Ensemble ausgewiesen. Wenn jemand etwas bauen will, muss er zuerst in die Gemeinde gehen und sich erkundigen, was denn in diesem Ensembleschutzplan steht. Höchstwahrscheinlich darf dieses Kondominium nicht direkt vor dem Bauernhof gebaut werden, man wird darauf achten, dass die Aussicht geschützt wird, dass nicht zu nahe an den Hof gebaut wird und dass die Regeln des Planes eingehalten werden. Es gibt den großen Bereich der bäuerlichen Architektur oder Bauten, die von der Geschichte der Industrialisierung in unserem Lande erzählen. In meinem Heimatort Olang hat es einen großen Bau, eine Ziegelei gegeben. Das war ein großer, schöner Bau aus roh belassenen Backsteinen, wirklich eine imposante Halle, die heute als modernes technisches Denkmal gelten würde.

Leider hat man sie vor ca. zwanzig Jahren abgerissen; man hat nicht verstanden, dass auch dieser Bau eigentlich für die Zukunft zu erhalten gewesen wäre. Natürlich gab es die Ziegelei nicht mehr, aber ein altes Gemäuer kann man mit neuem Leben erfüllen, man kann ihm eine neue Zweckbestimmung geben.

Im Bereich der Naturlandschaft setzen sich die Heimatpfleger für einen achtsamen, sorgsamen Umgang mit der Natur ein. Wir sind nicht sehr erfreut darüber, wenn unsere Natur ausgeräumt wird; dass zum Beispiel Hecken verschwinden, Trockenmauern verschwinden, jeder Hügel planiert wird. Wenn man aus dem Klassenzimmer blickt, hat man eine schöne Aussicht auf eine vielfältige Naturlandschaft, da gibt es Hügel, da gibt es Erhebungen, Dellen, Einbuchtungen, ein Wäldchen, einen einzelnen Baum. Das sind reiche Naturelemente, die man belassen sollte. Es ist heute so, dass durch die technische Bearbeitung unserer Wiesen und Felder und Äcker solche natürlichen Elemente bei der Bearbeitung oft stören. Deshalb werden solche Hügel abgetragen, dann kann man mit dem Traktor besser drüberfahren, das Heu kann man dann schneller einbringen usw.; aber es ist immer auch eine Schmälerung und ein Verlust für die Vielfältigkeit der Naturlandschaft. Früher haben die Menschen, als sie noch keine großen technischen Geräte zur Verfügung hatten, ihre Felder geräumt. Die Steine, die aus der Erde herauskamen, haben sie gemeinsam gesammelt und auf der Grundstücksgrenze aufgestapelt. Das wurde im Laufe der Jahrzehnte eine Mauer, eine Steinmauer. Diese Trockenmauern sind wertvolle Biotope, denn in diesen Mauern fühlen sich besonders Kleintiere wohl. Schnecken, Eidechsen, Vögel finden dort Unter-

schlupf und zudem wächst dort noch Gebüsch. Wir setzen uns dafür ein, dass Trockenmauern bestehen bleiben. Die Bäume sind natürlich auch besonders wichtig. Wir sehen Fichten, Lärchen, die sich im Herbst schön färben, auch die Laubbäume sind ein Blickfang, die die Farbe ändern und auch im Frühjahr attraktiv sind, wenn sie blühen. Es gibt einen reichen Bestand an Bäumen und oft gibt es auch in den Dörfern wichtige Bäume: Früher war es üblich, dass bei jedem Bauernhof ein Hausbaum stand. Diese Hausbäume wurden auch jahrhundertlang und haben wirklich auch zu diesem Haus, zu diesem Hof dazugehört. Deswegen sind wir dafür, dass diese Bäume erhalten bleiben. Manchmal muss man einen Baum hacken, er wird morsch; aber dann sollte man dafür sorgen, dass anstelle des alten Baumes ein neuer gepflanzt wird. Auf den Dorfplätzen gab es immer einen Baum. Keine Markise und kein Rollo kann einen so schönen Schatten spenden wie ein Baum. Wenn wir von Kulturlandschaft sprechen, gehört immer auch unsere Geschichte dazu; ihr habt bereits reichlich beim Burger Hof geforscht, sehr vorbildlich. Wichtig sind unsere Heimatgeschichte und unsere Volkskultur, die Geschichte unseres Dorfes, also wie ist unser Dorf entstanden, wie hat es sich entwickelt, gibt es eine Chronik unseres Dorfes, wo das alles niedergeschrieben ist, wie spricht man in unserem Dorf – in der Schule spricht ihr Hochdeutsch, wir müssen uns auch darin üben; aber auch der Dialekt ist wertvoll, es ist wichtig, wenn ihr den Dialekt weiterhin lebt. In Tirol und Südtirol gibt es eine ausgeprägte Festkultur, die auch weiter gepflegt werden soll; auch auf die Esskultur besinnt man sich in letzter Zeit wieder, auch die Gastronomie versucht



Alexia Milesi / Klasse 2cS

wieder vermehrt, Tiroler Gerichte aufzuwerten – wie das Tiroler Geröstel – und sie zu präsentieren, sie auch ein wenig abzuändern, sich aber auch in dieser Hinsicht auf unsere Tradition zu beziehen.

Wir kämpfen für den Schutz der natürlichen Ressourcen. Das müssen wir immer mehr tun; wir müssen dafür werben, dass unsere Ressourcen Wasser, Luft und Boden geschützt werden. Sie sind ein Allgemeingut und bilden unsere Lebensgrundlage. Wir müssen darauf achten. Unser Land ist sehr reich an Wasser, wir haben viele Seen, Flüsse, Bäche; aber inzwischen werden sehr viele Bäche zur Energieproduktion verwendet, zur Elektroenergieproduktion. Das geht natürlich in Ordnung, denn das ist eine erneuerbare Energie und insofern ist dieser Umgang mit dem Wasser auch zu begrüßen. Es ist besser, wenn wir erneuerbare Energiequellen nutzen statt der fossilen Energiequellen. Aber es ist nicht gesagt, dass wir bei jedem schönen Bächlein ein E-Werk haben müssen. Inzwischen haben wir schon sehr viele und wir können uns damit begnügen, denn wir exportieren ja schon sehr viel Energie, und insofern haben wir keinen Bedarf mehr. Unsere letzten schönen naturbelassenen Bäche müssen wir nicht mehr mit einem E-Werk versehen. Umweltschutz, Naturschutz und Luftschutz ist ein sehr aktuelles Thema, der Verkehr nimmt zu, die Mobilität nimmt zu, damit notgedrungen auch die Abgase. Wir setzen uns als Heimatpflegeverband dafür ein, dass nicht allzu viele Straßen gebaut werden, dass nicht überallhin Straßen gebaut werden, dass der öffentliche Verkehr unterstützt wird, dass die Menschen mehr mit dem Zug oder mit

dem Bus fahren, dass nicht jeder allein mit dem Auto unterwegs ist, damit so Abgase vermieden werden und es nicht allzu viele Straßen braucht. Der Boden ist etwas sehr Kostbares; im Grunde ist er derjenige, der uns ernährt. Wenn wir uns überlegen, dass in Südtirol eigentlich nur ein Sechstel des gesamten Bodens besiedelt und bebaut werden kann, also wenn man bedenkt, dass diese Ressource Boden eigentlich so kostbar und so eng bemessen ist, dann müssen wir mit ihr auch sehr vorsichtig umgehen. Von dem Sechstel, das wir bebauen und bewohnen können, ist inzwischen die Hälfte schon bebaut, besiedelt und bearbeitet. Insofern ist es wichtig, dass wir auf diese Ressource unser Augenmerk richten und schauen, wo wir bauen, wo die Siedlungen entstehen. Wir setzen uns stark dafür ein, dass nicht dort, wo es nicht unbedingt notwendig ist, neue Wohnbauzonen ausgewiesen werden und dass die Bauten nicht immer weiter nach außen dringen, sondern dass die Ortskerne wiederbelebt werden. In fast allen Dörfern in Südtirol gibt es alte, freistehende Wohnungen, Häuser. Es ist besser, wenn man versucht, diese Häuser im Zentrum der Dörfer zu reaktivieren, Familien dort unterzubringen, statt neue Siedlungen auszuweisen und da wieder Boden zu beanspruchen. Zur Biodiversität gehört, dass Boden besonders geschützt werden muss. Er stellt die Grundlage für unsere Nahrung dar; und wenn wir bedenken, wo unsere Bauern die Nahrungsmittel produzieren und wie sie diese produzieren, verstehen wir, dass es einen Unterschied macht, ob ich eine Milch produziere, die von einer überdüngten Wiese kommt, oder ob ich eine Milch bekomme, die von einer Wiese kommt, wo es noch eine Artenvielfalt gibt.



Alexia Milesi / Klasse 2cS

„Wenn der Lehm gut war und die Ziegel vor dem Brennen trocken, dann war das ein gutes Material.“



Begegnung mit Josef Elzenbaumer

ZIEGELEI NIEDEROLANG

Ich habe zuerst das Mauern gelernt. Mein Bruder war in der Ziegelei „Capo“, und der hat mich dann gefragt, ob ich nicht im Winter hinübergehen würde, die Öfen zu reparieren. Dadurch bin ich dann in der Ziegelei geblieben, als Maurer. Ich musste dann im Winter die Öfen reparieren, weil im Sommer konnte man das nicht, da wurden die Ziegel gebrannt. Im Winter sind dann Ziegel im Innern des Ofens heruntergefallen, dann musste man oben aufschlagen und wieder neu mauern. Im Winter wurde in der Ziegelei nicht gearbeitet, da haben wir nur die Löcher gestopft. Im Sommer war durchaus Feuer in den Öfen, da sind dann manchmal die Züge vom Gewölbe abgebrochen. Im Winter hat man dies dann repariert. Ich habe das dann im Winter gemacht, in der anderen Zeit musste ich überall helfen. Ich musste die kleine Bahn instandhalten, mit der wir immer den Lehm von der Wiese hinauftransportiert haben. Den Lehm haben wir im Preindler Feld unterhalb der Eisenbahn mit Wagen hinauftransportiert. Im Sommer musste ich da allerhand tun, im Winter nur die Öfen reparieren. Ich habe das ganz gerne gemacht. Ich war zuerst bei den Maurern und dann hat mich mein Bruder gefragt, ob ich den Ofen repariere. Das habe ich gemacht, und

dann wollte ich wieder zu den Maurern zurückgehen. Dann hat aber der Direktor der Ziegelei gefragt, ob ich das ganze Jahr bleiben möchte. Da habe ich geantwortet, dass ich, wenn er mir das ganze Jahr über Arbeit verspricht, bleibe. Die Maurer hatten früher nicht immer Arbeit und im Winter hat man auch keinen Lohn bekommen. Das war nicht wie heute, dass die Maurer doch etwas erhalten. Die Ziegel wurden aus Lehm hergestellt. Da ist einfach ein Feld und da war zwanzig Meter tief immer Lehm zu finden. Das war gleich unterhalb der Eisenbahn. Und von dort wurde der Lehm hinauftransportiert zur Ziegelei. Da wurde nur der Lehm verwendet, man hat nichts dazugemischt. Die Sache ist so: Zuletzt, als der Lehm dort fertig war, wurde er von Geiselsberg herauftransportiert, doch dieser hatte keine gute Qualität. Da wurde dann ein Pulver dazugemischt, damit die Ziegel fest geworden sind. Aber bei uns wurde dreißig Jahre lang reiner Lehm hinauftransportiert. Und immer guter. Später haben sie einmal einen aus Neunhäusern geholt, der war auch gut, aber da hat dann die Straßenverwaltung nicht weiter graben lassen. 1982 haben sie dann überhaupt Schluss gemacht, es ist fertig gewesen mit der Ziegelei. Es war kein Lehm mehr vorhanden.

Die Nachfrage wäre schon noch gewesen, aber kein Rohstoff war mehr vorhanden. Dreißig Jahre ist ja eh schon lange. Wenn man von Niederolang zum Bahnhof fährt, dann sieht man bei der Eisenbahn eine kleine Unterführung. Da sind die Wägen hinaufgefahren. Die Bahn ging vom Feld herauf bis zur Ziegelei. Das waren Eisenwägen. Die waren voller Lehm und der wurde dann in die Ziegelei gekippt. Als ich angefangen habe, waren 82 Arbeiter angestellt, davon 26 Frauen. Es war viel Arbeit. Ich habe die Arbeit gerne gemacht, ich war dann Heizer, ich habe die Ziegel gebrannt. Ich bin auf dem Ofen gestanden, da waren pro Meter drei Deckel und von da hat man nach unten gefeuert. Und da gab es Maschinen, mit denen ist man dann weitergefahren. Der Ofen war 30 Meter lang, und diese Maschine ist eine Runde gefahren, hin und zurück. Der Brennstoff war Diesel. Am Anfang haben wir mit Kohle geheizt. Mit Diesel ist es auch ganz gut gegangen, aber am Anfang ist Folgendes passiert. Da war eine Leitung und beim Weiterstellen hat man manchmal vergessen, den Schnabel zu schließen, dann ist der Diesel rausgespritzt. Einmal musste ich die gesamte Kleidung wechseln. Ich habe das gerne gemacht. Das Heizen war eine feine Arbeit. Natürlich habe ich aufpassen müssen, ich musste ja die rohen Ziegel brennen. Ich durfte sie nicht zu roh lassen, aber auch nicht verbrennen. Es war eine heikle Arbeit. Ich habe runtergeschaut, und an der Farbe des Feuers hat man erkannt, wie gut die Ziegel gebrannt waren. Tag und Nacht, Sonntag und Feiertag wurde gearbeitet. Das war ja nur im Sommer und da hat man durchgearbeitet. Viele Ziegel sind in die Schweiz gekommen. Diese mussten in einem guten Zustand sein, die durften



Ziegelei in Olang in den 50er Jahren

keine Macken haben, keine Ecke durfte fehlen. Da mussten wir aufpassen, auch beim Verladen auf die Wagons. Weil sonst wegen einer fehlenden Ecke war das ja egal, aber nicht bei der Schweiz. Bei der Arbeit war auch Zeit miteinander zu reden. Da wurde gemeinsam gejausnet. Man konnte auch mal zwischendurch eine Viertelstunde aufhören und etwas essen. Es gab zwei Arten von Ziegeln: Da hat man dann gefragt, ob jemand bei den weißen oder den roten Ziegeln gearbeitet hat. Weil die weißen Ziegel sind in den Ofen reingekommen, die roten heraus. Bei den weißen Ziegeln war es etwas anstrengender, weil die waren auch viel schwerer, da sie roh waren. Wenn sie dann gebrannt waren, waren sie leichter. Wir waren 12 Personen, die am Ofen gearbeitet haben. Andere Leute haben bei Maschinen die Ziegel gemacht, dann haben vorwiegend Frauen die rohen Ziegel auf Wagen gelegt, dann haben sie diese raus auf den Platz gebracht. Da waren Bretter ausgelegt und da haben sie die Ziegel zum Trocknen aufgestockt.

Weil nass konnte man die Ziegel nicht brennen. Die rohen Lehmziegel mussten zuerst richtig trocknen. Dann sind sie ganz weiß geworden. Wenn sie nicht trocken waren, sind sie beim Brennen im Ofen zersprungen, das ging zu schnell. Es ist schade, dass es die Fabrik nicht mehr gibt; wenn sie nur noch wäre! Aber es war ja kein Lehm mehr und dann musste man aufhören im Jahre 1982. Es ist wirklich schade um das Gebäude. Da fragen heute noch viele Leute danach und ob man etwas zeigen könnte. Weil da war die Maschine und ein Kettenzug, und der ist über die gesamte Ziegelei gefahren. Er war zwei- bis dreistöckig. Das ist immer so die Runde gelaufen. Da waren so Haken dran und dort wurden die Ziegel eingehängt. Da wurden immer Ziegel draufgetan und dort wurden sie runtergetan. Die Ziegel durften nicht wieder zurückkommen. Deshalb war es manchmal schon etwas anstrengend, es waren ja vorwiegend Frauen, die das gemacht haben. Das Material war gut, erst gegen Ende wurde der Lehm schlecht, dann musste die Produktion eingestellt werden. Wenn der Lehm gut war und die Ziegel vor dem Brennen trocken, dann war das ein gutes Material.

Einige haben nicht so gerne da gearbeitet, aber es hat keine Arbeit gegeben und die Leute haben Arbeit gesucht. Sie waren froh, dass sie eine Arbeit bekommen haben. Es war schon auch anstrengend für diejenigen, die die Ziegel in den Ofen reingegeben beziehungsweise rausgenommen haben. Da waren zirka vier Meter frei zwischen ihnen. Das war schon anstrengend. Da waren auch Friulaner hier, die haben immer nur im Akkord gearbeitet. Der Direktor hat das nicht mehr zugelassen, dann sind die alle weg.

Später haben Einheimische gearbeitet, die haben sich schwergetan. Ich war da noch nicht Heizer, und ich musste ein ganzes Jahr beim Ofen arbeiten. Ich habe das leicht geschafft, aber da sind Leute gekommen, mitten im Sommer, eine Hitze war in dem Ofen drinnen, das haben die einfach nicht geschafft. Da haben wir ständig Leute gewechselt, die sind gekommen, nach zwei Tagen waren sie wieder weg. Zu heiß, mitten im Sommer, in der Hitze, da waren 70 bis 80 Grad drinnen. Wir haben Tag und Nacht gearbeitet, wir waren drei Männer als Brenner, jeder acht Stunden. Im Winter war sowieso nichts. Wir haben meist am Tag nach dem Josefitag begonnen, bis Ende November, Anfang Dezember. Im Sommer haben wir es nicht geschafft, alle Ziegel zu brennen. Diese wurden dann zur Seite gestockt. Wir mussten dann meistens vierzehn Tage nacharbeiten. Wir haben bis zirka 10. Dezember gearbeitet.

Wenn die Ziegel trocken waren, dann hat man sie gebrannt, dann waren sie schön. Man hat sie schon auch verbrennen können, dann waren sie halt verkrüppelt. Als wir mit Kohle geheizt haben, wenn da zu viel Kohle runtergefallen ist, dann ist es um sie geschehen gewesen. Da hast du nichts mehr machen können. Wenn das Feuer nachgekommen ist, dann hat die Kohle einfach gebrannt. Das war zu viel, dann sind die Ziegel verkrüppelt geworden. Mit Diesel war das einfacher. Das meiste waren Vollziegel, mehrere Gattungen wurden gemacht. Schwere Blockziegel für die Häuser, die waren 30 cm lang, 12 cm hoch und 25 cm breit. Die haben sie für die Mauern gemacht. An einem Vormittag haben wir in sechs Stunden 30.000 Vollziegel hergestellt. Bei anderen Ziegeln ist es schon langsamer



Evelyn Widmann / Klasse 2bS

gegangen. Die sind auf ein Wägelchen gekommen, dann in die Trocknerei, dann wurden sie gebrannt, nach dem Brennen waren sie dann fertig. Die sind mit Lastwagen abgeholt worden, in die Schweiz haben sie die Ziegel mit dem Zug transportiert. Aber das waren meist nur schwere Blockziegel für die Außenmauern. Es gab schwere und leichte Blockziegel, Vollziegel, „doppioni“, das waren doppelte Vollziegel mit Löchern.

Der Chef hat uns Arbeitern jedes Jahr einen Ausflug bezahlt: Wir sind nach Venedig gefahren. Die Chefs waren aus Brescia, die Fabrik hat RDB geheißen; Rizzi, Donelli, Breviglieri waren die drei Besitzer. Die sind im Sommer gekommen, die sind zur Maschine hin und haben auf die Uhr geschaut, wie viele Ziegel da rauskommen.

Der Lehm musste, bevor er in die Maschine gekommen ist, richtig verarbeitet werden. Da war so ein eiserner Teller, mit einem Durchmesser von zwei Metern. Da waren zwei eiserne Räder drauf, die sind immer herumgefahren und haben den Lehm durch die Löcher im Teller hindurchgepresst. Der Lehm ist nach unten gefallen, da waren zwei Schnecken, die haben den Lehm nach vorne getrieben, in die Maschine hinein; und dann wurden die Ziegel geformt. Das hat man gemacht, dass alles gleichmäßig geworden ist, weil da waren auch manchmal Steine im Lehm. Je nachdem welche Ziegel man machte, hat man bei der Maschine ein Mundstück verwendet, welches die Schmiede hergestellt haben. Der Lehm wurde so durch die Maschine getrieben, und vorne sind die Ziegel rausgekommen, welche dann auf Wägelchen gelegt und zum Trocknen gebracht wurden.

Die Halle war sicherlich 50 m lang, 30 m war schon der

Ofen lang. Und dreistöckig war sie. Oben waren wir, die Heizer. Da waren meistens Frauen, die haben die Ziegel unten auf den Kettenzug gehoben, oben haben sie andere Frauen runtergetan und in eine Staffelei gelegt. Da war eine große Staffelei. Und als die getrocknet waren, haben sie die Ziegel wieder runtergelassen, andere nasse wieder hoch. So ging das. Die Halle der Fabrik war auch aus Ziegeln gebaut. Diese war aber von den Österreichern 1903 gebaut worden. Das waren Wiener.

Wenn ich die Nacht gearbeitet habe, da habe ich von acht Uhr abends bis morgens um vier Uhr gearbeitet. Wenn ich dann nach Hause gekommen bin, da bin ich in die Pilze gegangen und um sieben Uhr, als meine Kinder aufgestanden sind, bin ich mit einer Menge von Pilzen nach Hause gekommen. Es wäre nicht anders gegangen, weil wenn ich gleich in das Bett gegangen wäre, dann wäre ich aufgewacht, wenn die Kinder aufgestanden sind. So konnte ich dann bis zwölf Uhr durchschlafen. Bei der Arbeit konnte ich nicht schlafen. Im Sommer war es ja früh hell. Da gab es noch nicht die alte und die neue Zeit. Die wurde erst während des Krieges eingeführt. Die Pilze habe ich dann beim Ofen getrocknet. Der Boden vom Ofen war ja warm, zirka vier Meter waren immer frei. Und da habe ich dann manchmal Pilze getrocknet. Ich habe in diesem Sommer sechs Kilogramm getrocknete Pilze gehabt. Beim Nachbarn war ein Gast, der hat sie mir dann alle abgekauft. Ich habe 6.000 Lire bekommen pro Kilo, das war schon ein Geld! Er war ein Koch aus Genua, und er wird sie schon gebraucht haben. Alle schön getrocknet, alle frisch. Da waren so viele Pilze, der Pilzhändler ist gar nicht mehr gekommen.



Simona Mölgg / Klasse 2a5

„Man hat es versäumt, die Wertschätzung für ein solches Gebäude wie einen wunderbaren, alten Hof in der Bevölkerung anzubringen. Das beginnt für mich in der Schule.“



Begegnung mit Architekt Dietmar Trebo

VERTRETER DER ARCHITEKTENKAMMER

Welche Aufgabe hat der Architekt als Planer bei der Sanierung eines Bauernhofes? Speziell bei einem älteren Gebäude beginnt man mit einem Lokalaugenschein, man schaut sich an, in welchem Zustand sich das Gebäude befindet. Bei einem

älteren Gebäude ist es oft so... die sind oft nicht in einem gutem Zustand, weil man zum Beispiel in den letzten zwanzig Jahren nicht mehr viel getan hat. Wenn man das Gebäude nun wieder nutzen möchte, dann muss man natürlich einige Arbeiten machen, damit man die Räume benutzen kann. Da hängt es stark davon ab, ob das Gebäude gleich wie früher zum Beispiel als Bauernhof genutzt wird, oder ob es zu einer Umgestaltung kommen soll; sollen Wohnungen gebaut werden, soll eine Schule daraus werden, sollen Büros werden. Als Architekt macht man als ersten Schritt eben eine Bestandsaufnahme: Ist das Dach noch in Ordnung? Sind die Mauern in Ordnung? Regnet es hinein? Gibt es Risse, gibt es Teile des Gebäudes, die nicht mehr benutzbar sind? Man schaut sich das gemeinsam mit einem Statiker an und man entscheidet dann mit dem Benutzer, was man erneuern beziehungsweise sanieren möchte und wählt dann die geeigneten Schritte.

Der Architekt zeichnet als erstes einen Plan. Ich habe einen mitgebracht. Auf dem Plan sind alle Geschosse gezeichnet, alle Räume drinnen, die Ansichten und Schnitte. Mit dem Plan kann man anfangen, weil das ist zuerst die reine Bestandsaufnahme, so wie das Haus jetzt steht. Man kann nun anfangen zu schauen, welche Räume kann ich nutzen, welche Räume sind abzuändern, muss ich etwas dazu bauen. So beginnt man.

Wie geht man das Sanieren nun an? Da haben wir das Thema Feuchtigkeit; wenn ein Wohnraum feucht ist, ist das natürlich schlecht. Es besteht eine große Gefahr, dass es zu Schimmel kommt, Schimmel ist gesundheitsschädlich. Was kann man da machen, damit man Schimmel vermeidet? Man kann das Dach ausbauen, man schaut, ob das Dach gedämmt ist oder nicht. Bei den Wänden kann man einen Entfeuchter als ersten Schritt verwenden, damit man eine trockene Wand hat. Die Feuchtigkeit kommt bei den erdanliegenden Wänden meist vom Boden hoch, aber wenn zum Beispiel das Dach undicht ist und es irgendwo reinregnet, dann kommt die Feuchtigkeit von oben. Der erste Schritt ist also das Dach dichtmachen, damit nichts

von oben kommt; und dann schaut man, wie man die Feuchtigkeit von unten vermeiden kann. Es gibt mehrere Strategien. Zum Beispiel ist es bei uns oft so, dass das Gebäude in einer Hanglage steht und das Wasser kommt über den Boden vom Hang herunter. Dann ist es am einfachsten, man macht einen Graben um das Haus, ungefähr eineinhalb Meter breit und bis zum Fundament tief, legt unten ein Drainagerohr – das ist ein Kunststoffrohr oder ein Betonrohr mit Löchern, wo das Wasser hineinsickern kann – und dann führt man das Wasser um das Haus, vom Haus weg; und so bleiben die Wände relativ trocken. Man füllt dann das alles mit einem groben Schotter, dass das Wasser, das vom Hang kommt, eindringen kann und dann schön über das Rohr abfließt. So hält man außen die Feuchtigkeit von den Mauern weg. Von unten hoch gibt es die Möglichkeiten, einmal den ganzen Boden herauszunehmen und mit verschiedenen Schichten, sogenannten Sperrschichten, zu machen, damit die Feuchtigkeit nicht von unten nach oben kommt. Man schaut immer, in welchem Zustand die Mauern sind. Wenn sie nicht ganz so feucht sind, dann kann man eine Version nehmen, die weniger teuer ist. Das ist von Bau zu Bau verschieden. Was kann man bei feuchten Wänden machen? Ganz einfach, beim Putz, der wird mit der Zeit so richtig bröcklig, den schlägt man mit einem Hammer herunter und erneuert ihn. Farbe kann man dann nachstreichen. Was ganz wichtig bei alten Gebäuden ist: Dass man immer Materialien verwendet, die schon früher eingesetzt wurden und nicht mit neuen Baustoffen arbeitet. Das Alte und das Neue vertragen sich nicht so gut. Und wenn es ein denkmalgeschütztes

Gebäude ist, dann muss man eben solche alten Materialien mit der alten Verarbeitungstechnik verwenden, damit man dem Denkmalschutz gerecht wird. Weil es macht wenig Sinn, ein altes Gebäude so zu sanieren, dass es danach nicht mehr wie ein altes Gebäude aussieht, sondern wie ein neues. Es sollte ja auch der Charakter des Gebäudes erhalten bleiben, damit die nächste Generation, die dann das Haus benutzt, auch etwas davon hat. Damit man sieht, dass es ein älteres Gebäude ist und nicht ein Neubau. Bei Neubauten verwendet man natürlich die Bauweise, die wir uns im Laufe der Zeit angeeignet haben. Aber bei den alten Gebäuden sollte man sich auf alte Handwerkstechniken und auf alte Materialien zurückbesinnen.

Wir haben jetzt die Bestandsaufnahme, wir wissen ungefähr, was zu tun ist, dann muss man den Weg der Genehmigung gehen, das heißt, ich brauche einen Plan, den ich in der Gemeinde vorlege, und dann muss die Baukommission entscheiden, ob ich diese Arbeit machen darf oder nicht.

Man muss zuerst das Baugrundstück mit einem Zaun abstecken; zum Beispiel haben Kinder auf der Baustelle nichts zu suchen, damit, wenn man dann mit groben Maschinen arbeitet, keine Unfälle passieren. Erst einmal einzäunen, dann beginnt die Firma mit den Arbeiten. Gemeinsam mit dem Architekten und dem Bauherrn wird entschieden, wo man beginnt. Meistens werden zuerst die groben Arbeiten gemacht, wie eben die Feuchtigkeit wegzubekommen. Bis so eine Wand trocken ist, dauert das ja auch einige Zeit. Man muss den Gebäuden die Zeit geben, bis sie austrocknen.

Dann werden die einzelnen Arbeiten Schritt für Schritt ausgeführt. Ein Dach dämmen kann man zum Beispiel mit einer Holzfaserdämmung. Das ist nichts anderes, als dass ein Baum in ganz feine Fasern verarbeitet wird, dass er zu einer weichen Matte wird. Diese Matte wird zwischen den Sparren eingeklemmt. Je nachdem welchen Energiestandard man erreichen möchte, gibt es eine Berechnung, wie viel man von dieser Dämmung einsetzen muss. Es gibt zwischen 200 und 300 verschiedene Dämmmaterialien, zum Beispiel Holzfaser; aber es gibt auch Mineralwolle, es gibt ökologisch verträglichere Materialien, weniger verträgliche Materialien. Man muss entscheiden, welches Material für den Einsatz sinnvoll ist. Man könnte zum Beispiel beim Dach auch eine Kunststoffdämmung einsetzen; aber es hat sich gezeigt, dass solche Dämmungen, also Holzfaserdämmungen, geeigneter sind, und speziell bei älteren Gebäuden beziehungsweise bei einem Wohngebäude sollte man auf Materialien zurückgreifen, welche einen natürlichen Ursprung haben, damit möglichst wenig „fremde“ Inhaltsstoffe ausdunsten können. Dieser Holzfaserdämmstoff kann an der Mauer eingesetzt werden und am Dach. Die Holzfaserplatten, die man an der Mauer einsetzt, sind steifer, die kann man weniger zusammendrücken. Da gibt es dann die Möglichkeit, an der Außenmauer einen Putz aufzutragen.

Auf einer Mineralwolle beispielsweise kann man auch die verschiedenen Schichten des Putzes anbringen. Wenn man einen Dämmstoff beim Dach verwendet, dann ist wichtig, dass dieser schön weich ist, damit man ihn schön einklemmen kann. Man wählt eine

Platte, die etwas breiter ist als der Abstand zwischen den Hölzern, und dann muss man die so einpressen, dass möglichst wenig Hohlräume entstehen. Wieso dämmt ein Dämmstoff, was dämmt da? Die eingeschlossene Luft beziehungsweise eingeschlossenes Gas dämmt. Es ist so, dass gasförmige Stoffe die Wärme schlechter leiten als feste Stoffe. Zum Beispiel wenn man ein Stück Metall auf den Herd legt, dann wird das Metall relativ schnell warm. Metall hat eine gute Wärmeleitfähigkeit. Wenn ich nun zum Beispiel ein Stück Holz oder ein Stück Kunststoff zu erwärmen versuche, dann geht das relativ schwer. Das ist auch von der Masse abhängig, man kombiniert das beim Dämmstoff. Ein Material wie Holz leitet die Wärme relativ schlecht. Es ist relativ viel Luft eingeschlossen und deshalb leitet es schlecht. Andere Dämmstoffe sind so graue Kunststoffplatten: Ich bin kein Freund dieser Platten. Das Problem dieser Dämmstoffe ist einmal beim Verbauen, für den Handwerker sollte das verträglich sein; und man muss auch an die Zukunft denken: Sollte das Gebäude einmal abgerissen werden, dann sollte man versuchen Materialien zu verwenden, die man recyceln kann, die nicht Sondermüll sind. Bei diesen Kunststoffplatten gibt es kaum Möglichkeiten sie zu recyceln, das heißt, man muss sie irgendwo deponieren. Man sollte möglichst ökologisch einwandfreie Materialien verwenden.

Man hat es versäumt, die Wertschätzung für ein solches Gebäude wie einen wunderbaren, alten Hof in der Bevölkerung anzubringen. Das beginnt für mich in der Schule. Früher hat es immer geheißen, das alte Zeug muss weg, bauen wir etwas Neues.



Simona Mölgg / Klasse 2a5

So wie ihr das macht, wie ihr euch mit diesem Hof beschäftigt, irgendwo die Qualität von Altem feststellt und dass es sinnvoll ist, solche alte Sachen zu revitalisieren, zu sanieren, zu nutzen, das ist schön; wenn man es schafft, der Bevölkerung zu erklären, dass die alten Gebäude Zeugnisse unserer Vergangenheit sind, dann ist schon viel getan. Die Provinz hat die Möglichkeit, die Bauherrn zu unterstützen, weil eine Sanierung mehr kosten kann als ein Neubau. Da ist es hilfreich, wenn man Zuschüsse bekommt, um die Arbeiten so auszuführen, dass eine originalgetreue Sanierung möglich ist. Der Wille sollte vom Bauherrn ausgehen. Wir wurden zum Beispiel zu einem Gespräch eingeladen, wir standen im Garten mit dem Bauherrn, dann waren die Mutter und die zwei Kinder dabei. Der erste Gedanke war ein Abbruch des Hauses, und es gab eigentlich schon Vorstellungen, wie das neue Haus aussehen sollte. Wir haben nach dem Denkmalschutz gefragt. Es waren einige erhaltenswerte Elemente vorhanden. Das Gebäude steht mitten im Dorf, seit Jahrzehnten war es ein Teil des Dorfes, ein markantes Bild. Das Schöne an unseren Dörfern ist, dass es noch solche

Gebäude gibt, welche identitätsstiftend sind. Es kann etwas bringen, dieses Gebäude abzureißen, wenn man etwas Gutes hinstellt. Nur alles Alte, was man abbricht, geht für immer verloren, und das ist schade. Unsere Dörfer sind langsam gewachsen und wir haben wunderschöne Gebäude, die erhaltenswert sind. Die nächsten Generationen, unsere Nachfahren sollten auch etwas von dem haben, was unsere Vorfahren an uns weitergegeben haben. Deshalb macht es Sinn, solche Gebäude zu sanieren. In diesem Fall haben wir eine Kostenschätzung für eine Sanierung gemacht, diese war hoch. Dann haben wir einen Neubau geplant, dieser musste der Höfekommission vorgelegt werden, welche den Abbruch abgelehnt hat. Damit war ein Neubau unmöglich. Nach längerer Zeit haben wir beschlossen, das Gebäude zu sanieren.

Die größte Genugtuung in unserem Beruf ist, wenn am Ende der Arbeiten alle Beteiligten mit dem Ergebnis zufrieden und glücklich sind. Selbst versucht man das Projekt so zu entwickeln, dass man eine Freude daran hat.



Theresia Fischnaller / Klasse 2aS

„Der Burger Hof blickt auf eine lange und bewegte Vergangenheit zurück.“



Begegnung mit Michael Grabner und der Masterstudentin Julia Kadnar

UNIVERSITÄT FÜR BODENKULTUR WIEN, INSTITUT FÜR MATERIALWISSENSCHAFTEN UND PROZESSTECHNIK, TULLN, ÖSTERREICH

Das Alter des Burger Hofes

Am 23. und 24. Februar 2017 durfte ich mit Schülerinnen und Schülern der Mittelschule Welsberg im Rahmen eines Schulprojektes über verschiedene Themen im Zusammenhang mit dem Burger Hof reden. Das waren z.B. die Baum- und Holzarten, die man in der Vergangenheit benutzt hat. Aber auch die dendrochronologische Datierung war ein Thema. Wir nutzten auch gleich die Gelegenheit gemeinsam einen Bohrkern zu entnehmen. Dieser brachte das erstaunliche Ergebnis: 1469.

Die Dendrochronologie

Mit Hilfe der Dendrochronologie (Jahrringanalyse) kann Holz jahrgenau datiert werden. Hierzu ist die Messung von zumindest 30-50 Jahrringbreiten als Serie nötig.

Ein lebender Baum bildet in unseren Breiten jährlich eine Zellhülle aus, die sich bildlich gesprochen jeweils aufs Neue über den gesamten Holzkörper des Baumes stülpt. Die Umwelt hat dabei einen wesentlichen Einfluss auf den Zuwachs des Baumes – vor

allem das Klima. So wächst eine Fichte in einem warmen und feuchten Sommer besser als in einem sehr kalten und kurzen Sommer. Die Unterschiede lassen sich durch die Messung der Breiten der Jahrringe feststellen. Um Messfehler oder auch fehlende Jahrringe auszuschließen, müssen immer mehrere Proben verglichen (synchronisiert) werden.

Die Datierung einer Holzprobe unbekanntes Alters erfolgt durch Vergleich mit vorhandenen Standardchronologien. Ist an den zu datierenden Holzproben noch Rinde („Waldkante“) zu sehen, kann auf das Jahr genau das Fällungsdatum des Baumes ermittelt werden.

Wie ging es weiter...

Da Julia Kadnar sich entschlossen hat, ihre Masterarbeit dem Thema „Dendrochronologische Datierung südlich des Alpenhauptkammes“ zu widmen, war es möglich, den Burger Hof umfangreicher zu beproben. So konnten wir am 5. Oktober 2017 64 weitere Bohrkern aus verschiedenen Bereichen entnehmen. Leider ist die Arbeit noch nicht abge-

schlossen. Es liegen jedoch erste Zwischenergebnisse zur Datierung vor.

Die Holzarten

*Am häufigsten findet sich die Holzart Fichte (*Picea abies*) mit 78,5% der 65 Proben. Dies stimmt mit den Erfahrungen aus vielen anderen Holzobjekten (Blockbau als auch Dachstuhl) in Österreich überein. Als zweite Holzart konnte Lärche (*Larix decidua*) nachgewiesen werden. Das Lärchenholz kam vor allem im Erdgeschoss vor.*

Die Datierung

Bisher konnten 36 Proben eindeutig datiert werden. Da die Arbeiten noch nicht abgeschlossen sind, ist durchaus davon auszugehen, dass noch einige weitere Bohrkerne einem Datum zugeordnet werden können.

Jedoch kann man aus den Zwischenergebnissen bereits einiges herauslesen. Der Grundstock des Wohngebäudes (Erdgeschoss und Obergeschoss) stammt aus dem Jahr 1468. Es konnten hier Waldkanten und somit die Fällungsjahre der Bäume von 1467 und 1468 datiert werden. Ein Zeichen dafür, dass das notwendige Bauholz nicht innerhalb eines Jahres (höchstwahrscheinlich Winters) bereitgestellt werden konnte. Einige Ergebnisse im Bereich der Deckenbalken im Erdgeschoss deuten auf Umbauten im Zeitraum 1665 hin. Jedoch sind generell einige Proben alleinstehend datiert worden – z.B. 1653 und 1476. Dies weist auf mehrmalige Reparaturen oder auch auf die Verwendung von bereits vorhandenem, altem Bauholz (Wiederverwendung) hin.



Burger Hof vor Beginn der Sanierungsarbeiten

Der Stadel liefert ein wesentlich einheitlicheres Bild: Das hölzerne Obergeschoss, aber auch das Dachgeschoss wurden 1587 errichtet. Hier variieren die Fälldaten der Bäume zwischen 1564 und 1587. Einige andere Bereiche (wie der Getreidekasten) konnten noch nicht erfolgreich datiert werden.

*Schlussfolgerung für die Baugeschichte
Der Burger Hof blickt auf eine lange und bewegte Vergangenheit zurück. Der hölzerne Blockbau wurde bereits 1468 errichtet. Der Stadel folgte dann 1587. Einzelne Datierungen unterschiedlicher Bauteile weisen auf mehrmalige Reparaturen und Umbauten hin.*

„Man hat sich je nach Fähigkeiten innerhalb des Dorfes gegenseitig geholfen und ausgetauscht.“



Begegnung mit Lois Ebner

VORARBEITER „AF BURG“

Rundgang durch das Feuerhaus

Ich habe viel Erfahrung in diesem Bereich, da ich selbst in einem Haus aus dem elften Jahrhundert aufgewachsen bin. Dort

gab es noch Fenster ohne Glas, mit Brettern vorzuschieben. Man hatte Lodenhosen an, die im Winter abends nass und morgens gefroren waren. Deshalb habe ich einen Bezug zu der Geschichte alter Häuser, sie hat mich stets interessiert und ich habe lange fürs Denkmalamt gearbeitet.

Bei einem Haus kann man den Putz heruntermachen und man sieht genau, wie und in welchen Abständen es entstanden ist. Der Burger Hof ist zu Beginn seiner Zeit wahrscheinlich eine kleine Almhütte gewesen. Der Teil, in dem sich heute die Speise befindet, war der Stall, und darüber ist man in den Stadel gekommen. Dies haben wir daran erkannt, dass dieser Teil anders gemauert ist. Es wurde lediglich die rote, lehmige Erde aus der Umgebung benutzt. Diese wird sehr hart, wenn sie trocknet. Sie hatten zu dieser Zeit nichts anderes. Man muss sich in ihre Lage versetzen. Was hat man gemacht, um zu leben? Es wurde irgendwie

ein Unterstand und so eine Existenz aufgebaut. Das ist auch der älteste Teil des heutigen Feuerhauses. Später, im nächsten Teil, ist dann geloschener Kalk verwendet worden. Wie es früher war, hatte man nicht die Möglichkeiten – oder gewisse Leute haben es auch nicht verstanden, wie man richtig mauert; in den Mauern wurden nämlich Stücke von ungelöschtem Kalk gefunden. Steinkalk muss man zuerst brennen. Die Brennung entzieht dem Stein das Wasser und er wiegt nur noch die Hälfte. Wenn man ihn dann auseinanderbricht, ist ein guter Stein weiß, sonst ist es ein schlechtgebrannter. Dann gibt man die Steine in eine Grube oder, wie es heute gemacht wird, falls noch geloschen wird, in einen Trog und schüttet Wasser darauf. Bei geringer Wasserzufuhr entsteht wiederum Hitze (bis zu 100°C) und dabei entsteht der Pulverkalk. Dieser wird zum Malen verwendet.

Die Putze, die wir hier gemacht haben, sind nichts anderes als Steinkalk und Trasskalk. Trasskalk deshalb, da er die Fähigkeit hat, Feuchtigkeit und Salze von den Steinen zurückzuhalten. Normaler Kalk oder

Zement nimmt sie härter auf und gibt sie dann nicht mehr ab. Dadurch entstehen Ausbeulungen. Früher wurde der Putz mit Pferdehaaren abgestreift, um sauber zu arbeiten, und nichts anderes haben wir hier gemacht. Ganz etwas Einfaches – und ich habe versucht dies nachzumachen. Dann wird das verputzte Haus noch gemalt. Die Farbe, die wir verwenden, ist auch aus Kalk und so passt alles zusammen. Wir geben die Farbe auf den Kalkputz, da wir heute eine andere Luft als früher haben. Wir haben die ganzen Abgase, und der normale Kalk hält dies nicht aus. Deshalb muss man ihn heutzutage schützen. Man muss sich dem Klima anpassen. Heute geht man auch nicht wie früher zu Fuß in die Schule. Man muss sich der Zeit ein wenig anpassen. Nochmals zur Entstehung des Hauses. In der heutigen Speise haben wir ein Gewölbe. Hier haben sie aus dem ursprünglichen Stall in einem zweiten Moment eine Feuerstelle gemacht. Damit wird es eine Almhütte geworden sein. Der Ursprung dieses Gebäudes ist sicherlich vor 1445, als die erste Genehmigung ausgestellt wurde. Das Gewölbe wurde gemacht, da es früher keine Decken gab. Auch deshalb, da man nur zwischen zwei Steinen Feuer gemacht hat und es nicht brennen durfte. In diesem gewölbten Raum befand sich dann auch die Küche. Da ist auch der alte Kamin. Man sieht noch das Loch, wo die Kesselreide gewesen ist und die zwei Stellagen, wo die Kerosinlampen standen. Tischlerei und Möbel gab es früher keine, also hat man Nischen gemauert. Dieser Raum war vorher wahrscheinlich ein Stall, dann Küche, und zuletzt wurde er als Lager verwendet. Der Teil der Stube und der Gang sind erst in einem zweiten Moment entstanden.

In der Stube haben wir die Mauern sechzig Zentimeter unterfangen. Das bedeutet, dass die Mauern jetzt auf Beton stehen. Wir sind 60 cm nach unten gefahren. Vorher war hier überall Wasser unter dem Boden. Der Boden fühlte sich an wie ein Kuhpanzen, da das Material nichts weglässt. Den Bodenaufbau muss man folgendermaßen machen, um die Mauern nicht zu beschädigen: Man muss schauen, dass Luft zirkulieren kann. Wir haben Frigulit eingelegt, Fließ untergelegt, Schotter darauf, dann ein Nylon, damit kein Zementwasser in den Schotter kommt, und dann kommt eine Bodenplatte drauf. Auf dieser Grundlage wird der Aufbau gemacht: Installation, Isolierung, Bodenheizung – und dann kommt der richtige Boden.

An den Überlegern sieht man, dass sie in einem zweiten Moment Türen ausgebrochen haben und dann die jeweiligen Räumlichkeiten dazugebaut haben. Daran erkennt man, dass der hintere Teil, die heutige Speise, der Ursprung ist, und alle anderen Teile in einem zweiten Moment erbaut wurden. Die Böden des Hauses sind maximal 100 Jahre alt. Oberhalb des Kornhäuschens ist eine Säge gestanden. Dort sieht man noch den Betonklotz, an dem die Schwungscheibe war und dort haben sie die Bretter für den Boden geschnitten. Diese Bodenbretter sind maximal 100 Jahre alt, da sie nicht „gepletscht“, sondern geschnitten sind.

Praktisch haben sie die Steine zusammengesucht, und die Mauern sind so entstanden: Auf beiden Seiten befand sich ein Maurer. Sie haben die großen Steine gesetzt und dann mit kleinen ausgemauert. Bei den Fenstern haben sie Bretter eingemauert. Der hintere Teil wurde sehr schlecht gemauert. Die kleinen

Steine wurden lediglich hineingelegt. Man kann das Ganze mit der Hand ohne Hilfsmittel ablegen. Nun spritze ich das Ganze ab, dann wird es etwas gerademacht und dann mit einem Netz gesichert. Das Getäfel in der Stube wurde entfernt, und darunter befand sich sehr viel Material, das gestunken hat. Der giftige Hauspilz war auch vorhanden. Nachher wird es gleich wieder eingebaut, nur muss man einige Bretter austauschen, zum Beispiel die Fensterbalken. Isoliert hat man früher nur die Decken – und zwar mit Sägemehl oder Ruß. Vor allem im Unterdach hat man mit Ruß isoliert. Es wurde ausgemessen, es wurden Fotos gemacht, und nachher machen wir es dann wieder gleich. Auch in der Küche musste die ganze Decke heruntergerissen werden, um nachher alles mit Altholz wiederaufzubauen. Dort haben wir Knochen von einem Hirsch und von Rehen gefunden, da zwischen die Decken die Marder hineingekommen sind und die Sachen dort hineingetragen haben.

Ursprünglich hat der Bauer jedoch alles selber getan. Bei jedem Bauer gab es einen Backofen, eine Mühle, eine Machelkammer... der Bauer hat sich selber zu helfen wissen müssen. Es hat dann Geschicktere und Ungeschicktere gegeben. Man hat sich je nach Fähigkeiten innerhalb des Dorfes gegenseitig geholfen und ausgetauscht. Die Arbeiter sind nicht von anderen Orten gekommen. Bei den Mauern des Burger Hofes sieht man, dass Handwerker mit unterschiedlichen Fähigkeiten am Werk waren. Einige haben es besser gekonnt, andere haben sich mehr oder weniger Zeit genommen. In der heutigen Speise sieht man die alten

„Gewanger“; und jetzt wurde es wieder so restauriert, wie der Raum früher war. Die Mauern gingen nämlich nicht weit in den Boden, und darunter war nur Erde. Jetzt stehen sie auf Zement. Früher, als man nur mit dem Pickel gearbeitet hat, war dies einfach schwierig. Man könnte diesen Raum so belassen, dass die Steine rausschauen. Das sind jedoch alles nur Feldsteine, nur zusammengesuchtes Zeug, und das Gewölbe ist nur 12 cm dick. Hier seht ihr auch, dass dort früher der Kamin gemauert war. Die Steine rundherum sind anders. Das Gewölbe muss mit einem Netz gestützt werden und wird nachher wieder weiß verputzt. Es war insgesamt zwei- oder dreimal verputzt. Das hier war eine Rauchküche – und dann haben sie einmal verputzt. Anschließend wurde es wieder schwarz, wieder aufgeraut und wieder verputzt. Zeitlich geht dies wahrscheinlich auf die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zurück.

Oben kommen wieder die Speckstangen hinein. Hier sieht man wieder die Nischen. Hier sieht man auch das Loch, an der die Kesselreide hing. Früher ist man in den Wald gegangen und hat einen Baum gesucht, an dem ein starker Ast herauswuchs. Diesen hat man dann eingebaut und am Ast den Kessel befestigt, sodass man den Kessel zur Feuerstelle und wieder davon weg drehen konnte. Dort hat man dann gekocht und den Käse gemacht.

Ich denke, hier wurde vier- bis fünfmal erweitert, bis es so schlussendlich so war, wie es heute ist. Dies erkennt man am Mauerwerk und in welcher Reihenfolge es erbaut wurde. Der Brotofen in der Küche wurde auch erst später hineingebaut. Dahinter war nämlich ein Fenster.



Evelyn Widmann / Klasse 2bS

Von der jetzigen Küche ging früher eine Tür in den hinteren Raum, wo sich der Erdäpfelkeller befand. Auf der Ostseite der Küche führte eine Türe in einen Zubau. Dort befanden sich im Erdgeschoss eine Stube und im ersten Geschoss eine Machelkammer. Man erkennt dies an den Klammern im ersten Stockwerk. Die Einbuchtung in der Mauer hat man gemacht, um beim Kochen etwas abzustellen. Zum Beispiel die Lampe und den Milchhafen. Da drüben sieht man nochmal eine andere „Stēile“.

Das mit der jetzigen Küche ist eine sehr interessante Geschichte. Schon als ich alles rausgenommen habe, habe ich den alten Boden entdeckt. Da hat man schön gesehen, dass hier ein Trog gemauert gewesen ist. Am Boden waren Steine gemauert, dass das Wasser durch ein Loch nach draußen abfließen konnte. Hier beim Herd sind Rohre in die Wand verlegt worden, damit sie den Rauch nicht im Gesicht hatten. Dort wurde der Rauch hineingesogen und etwas höher kam der Rauch wieder raus. Dieser selchte dann den Speck.

Für das Wohnklima ist es besser, alles mit der Hand rund zu machen. Es ist dann viel weicher. Deshalb wäre es immer gut, wenn alles abgerundete Ecken wären. Es gibt dadurch eine ganz andere Energie. Daher kommt das ganz andere Klima in alten Bauernhöfen.

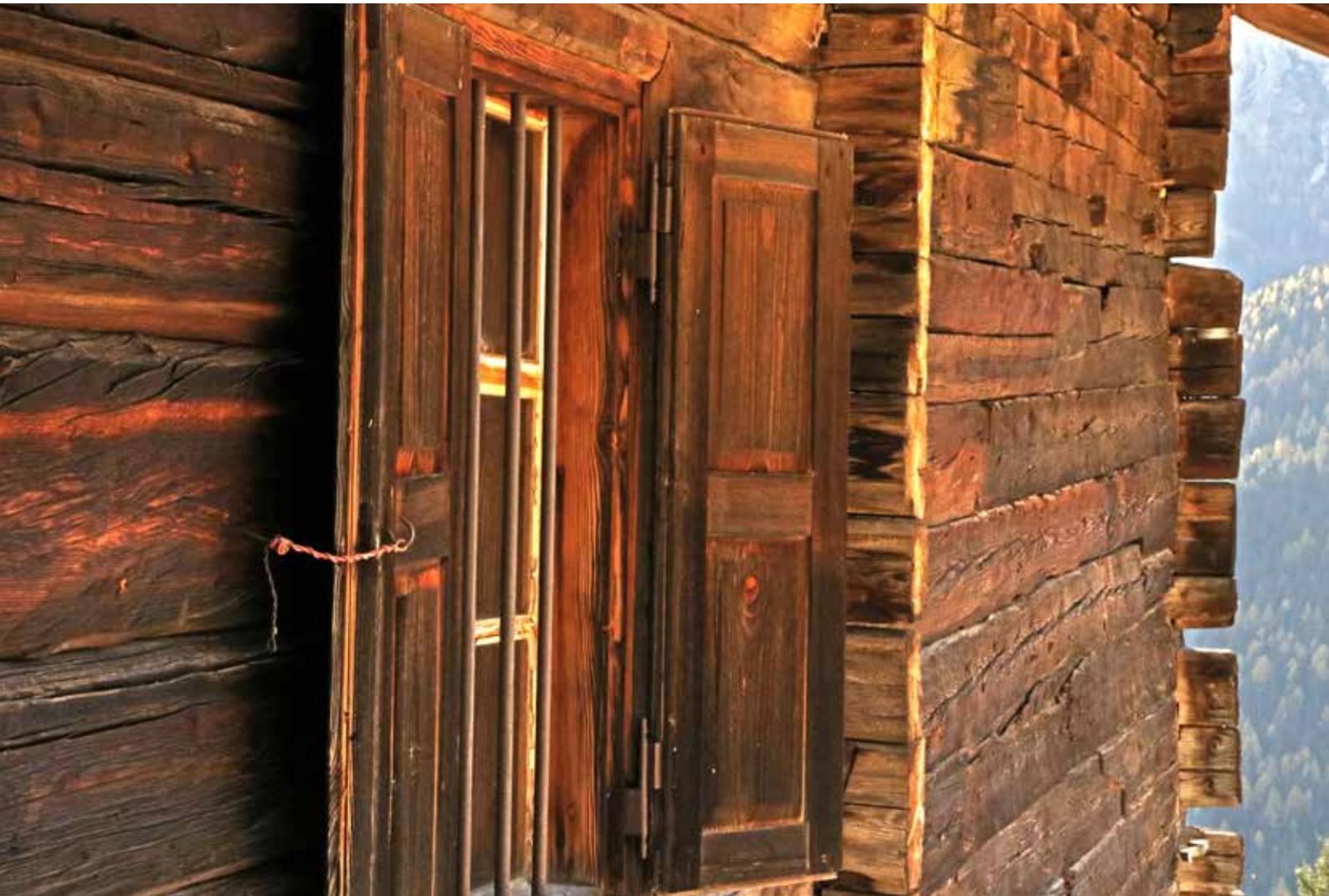
In der Labe war neben der Tür ein Fensterchen. Da hat man früher hinausgeschaut, wer vor der Tür stand, oder man hat etwas hinausgereicht. Das Fenster wurde zugemauert und von mir wieder geöffnet, wie es war.

Im oberen Stock kommen alles neue Böden hin

und eine Bodenheizung. Die alten Bretter kommen wieder drauf.

Zwischen den Decken im Feuerhaus haben wir das ganze Zeug rausgebracht, zwei Schubkarren voll Mäusedreck und Sonstigem. Ohne Maske konnte man diese Arbeit nicht durchführen. Hier ist etwas von dem Zeug, das wir gefunden haben. Kennt das niemand von euch, dieses kleine runde Metallteil? Also hat niemand von euch Milch heruntergetrieben? Das ist ein Schwimmer von der Zentrifuge. Und das ist von einem Reh oder von einer Gämse das Gebiss. Das hier ist ein Hirschgebiss. Das ist ein Rehbein. Und das alles ist nur ein Teil von dem, was wir gefunden haben. Zum Anschauen haben wir einiges zur Seite gelegt. Das war alles auf der Küchendecke drauf. Es war so viel Dreck drinnen! Kleine Tiere wie Marder haben das Material wahrscheinlich von draußen in der Küchendecke in Sicherheit gebracht.

Es ist so entstanden: Ich hatte eigentlich keine Zeit. Ich habe dann Peter Summerer in Reischach beim Essen kennengelernt und Robert hat mich schon vor zwei, drei Jahren einmal gefragt. Ich habe ihnen gesagt, dass ich keine Zeit und keine Angestellten mehr habe. Früher hatte ich eine Firma mit fünfzehn Leuten. Ich sagte, ich schaue es mir einmal an. Dann sind wir hergefahren, und als mir Peter erzählt hat, um was es geht, hat es mich interessiert. Ich habe dann den Bericht im Fernsehen gesehen und war von Frau Berta Schweitzer angetan. Eine Frau, die etwas für die Jugend loslassen kann. Die Jugend ist nämlich die Zukunft. Wir Alten sind noch hier und genießen



Anna Caumo / Klasse 2b5

noch ein wenig. Aber für die Jugend wird viel zu wenig getan. Viele wissen schon nicht mehr, wo die Milch herkommt. Das ist so: Früher mit der Selbstversorgung hat man sorgenfreier gelebt, man hat gesünder und viel vernünftiger gelebt. Ich bin überzeugt, derjenige, der auf einem solchen Hof oder in der Natur aufwächst, braucht keinen Psychologen – oder von all dem anderen, was es heute alles braucht. Hier tust du arbeiten, bist am Abend zufrieden und gehst liegen. Dann stehst du wieder zufrieden auf, hast einen Hunger, isst etwas, und dann gehst du wieder an die Arbeit – im Winter kann man auch mal den ganzen Tag auf dem Ofen liegen. Entscheidend ist, dass du ein ganz anderer Mensch bist. Die ganze Technik... und am Abend noch am Computer zu sein, das wühlt den Körper auf. Man sollte nach sechs Uhr abends nicht mehr hineinschauen. Ein guter Schlaf ist sonst nicht mehr möglich. Ich bin der Meinung, dass man viel mehr im Einklang mit der Natur leben soll. Aber wo lebt man das heute noch? Heute muss man mit der Technik

leben! Das ist ja alles gut und recht, aber es wird heute alles missbraucht. Ein Glas Wein zum Beispiel ist gesund, ein Liter ist zu viel. Einmal eine Stunde fernsehen tut keinem Menschen etwas – den halben Tag jedoch, das ist Gift.

Du brauchst nur denken: Wie sind Dinge entstanden, was haben Leute gebraucht und wie haben sie getan? Mir kommt vor, wenn du dir vor Ort machen kannst, was du brauchst, dann fehlt dir nichts, und deshalb interessiert mich das. Ich habe auch immer alleine auf mich schauen müssen, wie ich weiterkomme. Von fünf bis fünfzehn Jahren war ich auf der Alm. Das ist es – und wenn junge Leute sich dafür interessieren, dann kommt mir vor, dass sie einen Bezug zur Natur haben. Diese Leute sind viel feinfühlicher; und mit solchen Menschen hast du viel weniger zu streiten; und sie sind viel zufriedener und ausgeglichener; sie haben eine andere Wahrnehmung. Ich habe das Glück, dass ich, wenn ich etwas anfangen will, dass ich es schon fertig sehe.



Theresia Fischnaller / Klasse 2aS



ALT: Fassade / Blick aus der Küche / Labe / Die alte Küche und gleichzeitig der wahrscheinlich älteste Raum auf Burg / Unter dem Dach des Feuerhauses



NEU: Fassade / Blick aus der Küche / Labe / Die alte Küche und gleichzeitig der wahrscheinlich älteste Raum auf Burg / Unter dem Dach des Feuerhauses

„Das Schöne ist, dass sich dieser Hof auch weiterhin weiterentwickeln wird. Er ist nicht fertig. Das hier ist eine Momentaufnahme.“



Begegnung mit Christoph Stoll

DIPLOMINGENIEUR

Die Sanierungsarbeiten am Burger Hof freuen mich immer mehr, sie haben sich zunehmend positiv entwickelt, weil gerade der Ebner Lois, der Vorarbeiter und Maurer, eine richtige Passion dafür hat. Wenn man irgendeine Firma dafür anstellt und

die müsste die Arbeiten schnell in zwei Monaten erledigen, wäre das überhaupt nicht vergleichbar damit, weil der Lois mit jeder Detailarbeit eine große Freude hat. Die hat sich auf uns alle übertragen. Der Summerer Peter von der Sozialgenossenschaft EOS betreut die Sanierung als Bauherr; und mittlerweile arbeitet der Zimmerer oben auf dem Hof, auch auf ihn ist die Freude übergegangen, das Alte und Ursprüngliche zu erhalten und mit Bedacht zu arbeiten. Alle denken mit, bringen sich ein, machen Vorschläge; und daher sehe ich, dass die Entwicklung und Art der Arbeiten sich in eine gute Richtung bewegen. Es wäre ein Riesenaufwand, als Privatperson einen Hof mit so viel Sorgfalt und Bewusstsein zu renovieren, auch vom Finanziellen her. Wahrscheinlich wäre das alles, was wir gemacht haben, gar nicht möglich, die Mauern trocken legen, einen Teil der Holzstruktur, die schlecht war, austauschen, die Fußbodenheizung einbauen, Böden erneuern, die elek-

trische Anlage und die neue Heizanlage, die dahinter angebaut wurde – wenn ich das alles zusammen sehe, muss ich sagen, wir haben es geschafft, das alte Haus auf einen modernen Stand zu bringen. Das Feuerhaus so herzurichten, dass der Lebensstandard und die Wohnqualität einem heutigen modernen Haus entsprechen und es doch so aussehen zu lassen, als wäre es fünfhundert Jahre alt, das war die große Herausforderung. Die Feuchtigkeit herausnehmen und einen modernen Wohnstandard schaffen, das haben wir wirklich geschafft.

Heuer war sehr viel Schnee oben und nächstes Jahr werden die Säge und der Stadel saniert, wobei aufzuzeigen ist, dass wir bereits viel mehr gemacht haben, als man sieht: Man sieht lediglich das Wohnhaus, aber die Straße wurde zu einem großen Teil neu gemacht, die Quelle wurde neu gefasst, eine neue Wasserleitung runtergelegt, ein Unterstand aufgestellt, der Bienenstand errichtet –: Also Dreiviertel aller Arbeiten sind bereits erledigt. Der Stadel ist nächstes Jahr sicherlich nicht mehr so im Detail ein Aufwand. Er ist zwar vom Volumen her größer als das Wohnhaus, aber es gibt nicht so viele Feinheiten, sei es vom Elektrischen, sei es von der Heizanlage

her, die braucht es nicht. Die Auswahl der Böden, das Getäfel, die Decken, die Isolierungen fallen weg. Wahrscheinlich werden wir den Stadel – immerhin sind die Baumstämme bis zu sechshundert Jahre alt – komplett lassen, wie er ist. Das heißt sanieren, aber dabei wirklich nur die morschen und schlechten Teile austauschen. In der Praxis sieht das so aus, dass hier der Zimmerer kommt und alles abbaut; unten werden wir den steinernen Teil sanieren, danach wird der Zimmerer den ganzen Stadel wieder so aufstellen, wie er war. Er ist nach vorne ziemlich eingesunken, auch das Wohnhaus, aber das werden wir schon hinkriegen.

Planerisch war die Herausforderung, draufzukommen, was wir eigentlich wollen. Dabei habt ihr eine große Rolle gespielt. Ich muss euch zugutehalten, dass gerade diese Schule sich stark engagiert hat. Auch durch die Präsentation eures Gestaltungsworkshops „Unter dem Dach des Burger Hofes“ vor eineinhalb Jahren, wie man den Schlafsaal gestalten könnte, ist den Bauherren selber, aber auch mir als Planer, erst bewusst geworden, was wir da oben tun wollen. Es war ja nicht so, dass die Frau Schweitzer gesagt hat, da ist der Hof, und alles war vorgegeben – so war es nicht. Es ist langsam gewachsen. Die erste Idee war eigentlich nur, hinten drei Klos dranzubauen. Das Allererste, was zu tun war und warum ich zu dieser Arbeit gekommen bin, war, dass die Quelle zu fassen war. Am Anfang ging es nur um die Quelle. Beim Herunterwandern meinte der Herr Summerer Peter, dass beim Feuerhaus noch ein paar Klos dazubauen seien; denn wenn hier einmal viele Kinder seien, brauche es mehrere Klos. Und so ist das Ganze

gestartet, ganz im Kleinen. Erst mit der Zeit hat es sich entwickelt. Auch die Frage, wie sollte der Schlafsaal aussehen...: Die Interventionen der Kommission von Bozen, dem Landesbeirat für Baukultur usw. haben geholfen, herauszukristallisieren, was wir eigentlich mit dem Hof wollen. Wollen wir einen großen Bauernhof, der mit Heukran und modernen Maschinen betrieben wird und modern funktioniert, oder wollen wir Burg so erhalten, wie es ist? Das Konzept war am Anfang nicht klar. Mittlerweile ist es durchdiskutiert, auch mit eurer Hilfe. Das war vom Planerischen her die größte Herausforderung – zu verstehen, was gewollt ist, in der Umsetzung. Technisch gesehen das Schwierigste war die Trockenlegung; es ist ein roter, lehmiger Boden vor Ort. Wenn da Wasser dazukommt, wird alles instabil, das Wasser kann nicht mehr entweichen und dringt in die Mauern ein. Von der Arbeit her war das das Aufwendigste: die Mauern trockenlegen und stabilisieren. Das wird auch beim Futterhaus die größte Herausforderung sein. Wenn der Lehm trocken ist, steht die Böschung gerade, aber wenn Wasser dazukommt, dann rutscht er. Bei der Straße haben wir deshalb eine Drainage gebaut und Schotter gelegt, mehr war nicht möglich. Auf der Bergseite können wir das Wasser weggleiten, damit es nicht in die Straße läuft; und somit wird ein Hangrutsch vermieden. Dieses rote Material, der Lehm, ist sicherlich das größte Problem. Wir haben beim Baggern einen Treibstofftank eines Flugzeugs aus dem Zweiten Weltkrieg gefunden. Das bestätigt die Geschichten und Anekdoten der Zeitzeugen, die den Abwurf beobachtet haben; denn wenn die Flieger keinen Treibstoff mehr haben, müssen sie Gewicht reduzieren, damit sie über die Berge kommen. Dieser

Tank lag neben der Säge, direkt neben dem Eingang; beim Baggern wurde er freigelegt. Das gehört zu den Eigenheiten dieses Hofes dazu.

Bei der Böschung und beim Wohnhaus war das Trockenlegen vom Technischen her die größte Herausforderung. Hinten wurde ein Heizraum, ein Pelletsraum dazugebaut. Er bildet gleichzeitig eine Barriere gegen das Wasser. In Zukunft wird das Feuerhaus trocken bleiben und stabil sein. Der Anbau hinten mit den Toiletten ermöglicht einen direkten Zugang zum Schlafsaal, der früher wie ein Stadel im Feuerhaus genutzt wurde. Jetzt macht aber diese Stadelbrücke keinen Sinn mehr; beim Futterhaus wird sie weiterhin bestehen bleiben, hier beim Feuerhaus nicht. Den Zubau brauchen wir, deshalb wird aufgeschüttet; und von hinten geht man gerade hinein.

Die schönen alten Teile der Stube hat uns der Tischler renoviert, er hat sie mit viel Liebe abmontiert und gesäubert und bald werden sie wieder eingebaut. Modern hängt für mich viel mit Technik zusammen, modern ist zeitgemäß und zeitgemäß hängt von den Möglichkeiten ab, die man hat. Ein Handy in der Schultasche ist zum Beispiel modern, weil es dieses vor hundert Jahren nicht gegeben hat. Wir haben heute die Vorteile – wie es in der Geschichte immer war – dass man eine Generation später über alle Technologien verfügt, die vorher schon da waren und zusätzlich noch über neue Sachen; das heißt, wir können heute auswählen, ob wir mit Glas bauen oder mit Holz oder mit Beton oder mit irgendeinem Kunststoff, den es vor zwanzig Jahren noch nicht gegeben hat. Modern bedeutet nicht, dass ich immer modern bauen muss und immer das Letzte verwenden

muss, sondern die Auswahl vom Steinbau bis hin zum Beton, alle Möglichkeiten, die wir nutzen können, können wir ausschöpfen. Das ist der Vorteil. Der letzte Schrei ist modern. Modern kann allerdings auch sein, wenn ich ein altes Material verwende und in einem anderen Baustil baue. Am Burger Hof versuchen wir das Moderne mit dem Alten zu verknüpfen: Der Bauer vor fünfhundert Jahren hätte sich nie gedacht, dass es einmal eine Fußbodenheizung geben würde, dass man nur auf ein Display drücken kann und das ganze Haus ist warm. Früher war nur die Stube warm, da hat der Ofen nur diesen Raum geheizt.

Die ganze Schlafsaalgestaltung ist von euch ausgegangen; ich glaube, alle Ideen können nicht verwirklicht werden, aber die Grundidee kam von euch, auch deshalb, weil sich vorher noch keiner die Gedanken machte, was man da oben tut. Im ersten Plan ist da oben eine Werkstatt gedacht gewesen. Da überlegte man sich, ob man da Kräuter trocknen und Möglichkeiten zum Basteln bieten kann. Dass man da einen Schlafsaal daraus macht, war am Anfang nicht klar. Diesen letzten Stock haben wir von euch übernommen. Die Abgrenzung im Schlafsaal, die Einteilung der Betten und der Kästchen ist noch genauer anzuschauen; wobei wir sicherlich alles recht einfach halten. Was ich euch im Moment sagen kann, ist, dass nach vorne hinaus viel Glas sein wird. Damit wir aber die Fassade des Hofes erhalten, haben wir, um Licht hineinzubringen, folgende Lösung: Das Holz, das sich außen befindet, wird schräg angeordnet. Wenn die Bretter zu sind, schaut es dann beinahe gleich aus wie heute; wenn ich sie zur Seite klappe, kommt Licht in den Raum. So braucht es



Michael Pezzeri / Klasse 2b5

keine Gauben, und der Charakter des Hauses bleibt erhalten. Die Stufen im Raum werden etwas weniger steil, bleiben allerdings. Am Anfang dachte man, man müsse alles ändern und modern gestalten, jetzt bleibt der Reiz des Dachbodens – wahrscheinlich interessanter als ein einziger langweiliger Saal. Das Schöne ist, dass sich dieser Hof auch weiterhin weiterentwickeln wird. Er ist nicht fertig. Das hier ist eine Momentaufnahme. Die Sparren oder Rofen haben eine Entfernung von 1,70 Meter, das ist extrem viel. Das sind die originalen Rofen, eigentlich viel zu klein dimensioniert, von heutiger Sicht aus. Oberhalb haben wir eine Holzfaserdämmung gemacht, in einer zweiten Ebene sozusagen, und darüber nochmals mit einem Baum verstärkt. Von unten schaut es aus wie früher die alten Trame, in Wirklichkeit haben wir das Dach statisch aufgedoppelt plus Wärmedämmung und Schindeln. Wir haben uns immer wieder Details überlegt, dass das Ursprüngliche erhalten bleibt und doch warm und gedämmt ist und die technischen Ansprüche von heute erfüllt. Meine Arbeit habe ich bis jetzt vom Architektonischen her gesehen, das heißt die Hülle, das Haus zum Funkzionieren zu bringen, Heizung, Elektrik usw. Jetzt geht es schon Richtung Einrichtung; der Schlafsaal ist offen, er ist ein Raum mit den Rofen auf Sicht und einem schönen Holzboden. Die Einteilung ist Frage der Einrichtung; aber allzu viel wird nicht passieren; links und rechts werden die Betten stehen. Und eure Fragen, kann man sich dort auch versammeln, wenn das Wetter einmal nicht schön ist – das ist sicherlich eingeflossen.

Sicherlich kann auch der Planer dazu beitragen, das Flair, die besondere Ausstrahlung des Ortes beizu-

halten, aber es ist auch so, dass alle, die da oben arbeiten, als sie hochgekommen sind, gesehen haben, dass jeder dazu beiträgt, ihn schön herzurichten (Schindeldach usw.). Wenn ein neuer Handwerker dazukommt und das sieht, einer, der zum Beispiel einen Zaun aufstellen soll, dann wird der nicht mehr einen elektrischen Maschendrahtzaun aufstellen; sondern er merkt genau, hier braucht es etwas, das dazupasst. Das hat sich im Laufe der Zeit so entwickelt. Man entwickelt eine Freude, es gut zu machen, und man sieht jetzt auch, in welche Richtung es geht. Planerisch ist es mittlerweile keine große Arbeit mehr, es entwickelt sich von alleine. Die großen Entscheidungen waren, wie man den Platz heraußen gestaltet und ob man das Dach so belässt oder Gauben macht. Ich finde die Vorstellung interessant, wie das Ganze da oben dann lebt. Nach außen wird es aussehen, wie es früher ausgesehen hat, nur neu verputzt und mit einem neu gestalteten Außenbereich. Interessant ist für mich die Frage: Wie sieht das Projekt aus, wenn es lebt? Da sind wir auch zum Schluss gekommen, dass da Schulklassen hochkommen, dass da vielleicht auch einmal Künstler hochkommen, die da eine Woche oder zwei in einem Zimmer wohnen und arbeiten, malen oder Bücher schreiben. Es soll eine Oase werden zwischen Schule und verschiedenen Leuten, die da oben eine gewisse Zeit verbringen, Geiße hüten, Baumhäuser bauen, im Wald unterwegs sind; das liegt dann ganz stark an denen, die es betreiben. Die einzelnen Detaillösungen sind in Zusammenarbeit mit den einzelnen Handwerkern entstanden. Gerade technisch gesehen kommen immer wieder einzelne Ideen. Was die Nutzung des Hofes angeht, sind wir erst am Anfang.



Theresia Fischnaller / Klasse 2aS

„Es ist immer schön, wenn sich junge Leute interessieren, das bedeutet, dass in den folgenden Jahren alles weiterläuft, denn die werden dann erwachsen und können alles an ihre Enkelkinder weitergeben, so wie auch wir es tun.“



Begegnung mit Peter Summerer

BAULEITER BURGER HOF

In unseren Sitzungen wird immer wieder besprochen, was ihr recherchiert, das fließt dann bei unseren Umbauarbeiten ein, weil gerade der geschichtliche Werdegang und die Ideen, die ihr für die Zukunft einbringt, ganz wichtig gewesen sind. Dadurch sind auch überschaubare Mehrkosten entstanden, die wir aber gerne mitgetragen haben; und auch von Seiten des Landesrates wurde die Initiative unterstützt, das geht ganz stark auf euch zurück. Es ist jeder über eure Arbeit informiert, sie wird immer in alle Gremien einbezogen und ist wichtiger Bestandteil des gesamten Projektes; denn das Projekt besteht nicht nur aus der Sozialgenossenschaft, dem Techniker, dem Strukturleiter und den Handwerkern, sondern es besteht auch aus eurer Arbeit und dem Obmann und der Geschäftsleitung der EOS Sozialgenossenschaft, die sowieso für solche Projekte ganz offen ist. Bei Frau Berta Schweitzer wissen wir ja, dass sie stark mit dem Hof verwurzelt ist und trotz ihres hohen Alters regelmäßig nachfragt. Sie will wissen, was daraus wird und für wen und wie es gemacht wird. Wir erklären alles und legen Wert darauf, dass das nachhaltig ist und die künftigen Schüler es nutzen können. Dann hat dieses Gehöft einen Nutzen, nur für Touristen hätten wir es nie hergegeben.

Der Vorarbeiter Lois Ebner ist eine wichtige Person. Wir mussten Handwerker suchen, die diesen Hof wieder herrichten konnten. Hätten wir irgendeine Baufirma angestellt, die nur die modernen Arbeitsweisen beherrscht, dann wäre alles verlorengegangen: die alten Mauerwerke, die alten Holzgebälke, die verschiedenen Bauepochen, die mit der Zeit zum Vorschein gekommen sind. Dann traf ein Glücksfall ein – wie alles in dieser Gruppe: Ich trat mit dem Lois Ebner in Kontakt. Am Anfang hat er immer wieder betont, er habe nicht Zeit. Ich habe mir überlegt, wie ich ihn fürs Projekt begeistern könnte. Er fuhr dann mit mir hoch zum Hof und schaute sich alles an; und ich habe bemerkt, wie langsam das Feuer in ihm zu entflammen begann. Drinnen lag eure erste Broschüre auf, eure erste Arbeit. Ich sagte, er solle sie mitnehmen und durchlesen, hier erhielt man einen Einblick, was alles vor sich gegangen wäre. Nach einer Woche fuhren wir wieder hoch, er sah sich nochmals alles genau an und willigte dann ein, denn es interessierte ihn ganz stark – auch dank der Aufzeichnungen in der Broschüre, die ihr erstellt habt. Wir haben mit diesem Menschen einen Glücksgriff gemacht, er ist auch ganz offen für die Weitergabe dieser Sachen. Ich werde schauen, ihn weiterhin zu halten, auch nachdem die

Bauarbeiten abgeschlossen sind, weil er ein wichtiges altes Handwerk beibringen kann. Wie ich schon vorher sagte, eure Arbeiten sind ein wichtiger Bestandteil, ein Mauerstein für die ganzen Sachen.

Das Projekt ist mit der Projektierung 2015 entstanden, damals war es noch nicht so gedacht, wie es jetzt aussieht. Zuerst musste Organisatorisches angegangen werden. Am Anfang war nur eine Sommerakademie, nennen wir es einmal so, geplant: Tagesaufenthalte auf Burg. Aber dann ist das Ganze gewachsen, es kam der Strukturleiter dazu, das Konzept wurde entwickelt, der Dachboden sollte zum Schlafsaal ausgebaut werden, da entstanden eure Projektideen. Im Laufe der Umbauarbeiten, die wir angegangen sind, haben wir gesehen, dass die statische Stabilität fehlte. Dann kamen Mehrarbeiten auf uns zu, die Mauern mussten unterfangen werden, beim schönen alten Holz innen gab es keine Isolierung, da piff der Wind durch, früher waren die Leute wohl nicht so verwöhnt wie wir heute. Das alles floss in die neue Projektierung mit ein. Wir sind zur Zeit bei der dritten Variante, alles wurde von den Behörden genehmigt, die Abnahmen wurden getätigt. Das Untergeschoss ist schon fast fertig, das Getäfel, das bereits gesäubert worden ist, und die ganzen Einrichtungsgegenstände werden noch hineingemacht. Beim Boden handelt es sich um eine Art Terrazzoboden, wie er in den alten Laben gewesen ist. Er bleibt naturbelassen und wird mit Harz versiegelt. Das haben wir so entschieden, damit der Raum nicht drückend wirkt. Man gibt nur noch auf die Wände und die alten Bretter am Oberboden acht, der Boden erübrigt sich, weil er so einladend ist. Es handelt sich hier nicht um einen Industrieboden, sondern um einen Naturboden – in

der Hinsicht, dass Pragser Sand verwendet wurde, er ist naturbelassen worden. Er hat die Struktur, braun und hell, Granit und Dolomit ist auch darin, dann kommt ein Estrich, der wurde dann abgeschliffen und mit durchsichtigem Harz versiegelt. Das ist praktisch ein ganz naturbelassener Sand. Dieser Boden befindet sich in der Labe, in der Küche, dahinter in den Nassräumen und in dem Raum hinter der Stube, wo sich das Gewölbe befindet. Die alten Mauern brauchen Luft, deshalb haben wir an den Seiten fünf Millimeter offengelassen, da kamen Eisenschienen hin, somit kann etwaige Nasseinwirkung entweichen. So werden die Mauern nie nass und es bilden sich keine Kristalle. Das Problem ist nämlich, dass das Wasser vom Boden aufsteigt. Ansonsten kommen in alle Räume Lärchenböden: in die Stube, im mittleren Stock und ganz oben, die Wände bestehen aus gedämpfter Fichte. Wir haben versucht, bei allen verwendeten Baumaterialien auf biologische Bauweise zurückzugreifen, das, was der Ebner Lois sowieso macht. Wir haben so wenig Chemie wie möglich verwendet, weil die Mauern vertragen sie nicht und die Leute nachher auch nicht.

Diese ganzen Dinge sind mit der Zeit gewachsen, das lief auch deshalb so gut, weil wir einen flexiblen Projektanten haben. Wir haben jede Woche Baubesprechung, Probleme, die plötzlich auftreten, und notwendige Änderungen werden somit sofort gelöst und getätigt. Ich bin der Projektleiter und bin für den Ablauf der technischen Arbeiten zuständig. Es gibt den Auftraggeber, die EOS, und den Projektanten. Meine Aufgabe besteht darin, das Bindeglied zwischen den Wünschen der künftigen Einwohner auf dem Hof zu sein: das Geld zu verwalten; schauen,

dass die Kosten den Rahmen nicht sprengen; die Handwerker zufriedenstellen, dass sie trotz Schnee- und Straßenverhältnissen immer hochkommen; sie koordinieren; Meinungsverschiedenheiten schlichten und gemeinsam mit dem Projektanten technische Lösungen finden. Diese müssen auch in der Gemeinde nachgereicht werden, damit wir nachher eine Benutzungsgenehmigung erhalten. Ich bin beinahe jeden Tag oben. Es gibt immer etwas zu tun. Da ist wegen des Schnees wieder einmal die Straße zu, man muss sich darum kümmern, dass sie geräumt wird, damit die Handwerker hochkommen.

Im Moment kommt im Schlafsaal oben keine weitere Ebene beziehungsweise kein weiterer Oberboden hin. Wir haben uns auch mit der Schule beraten. Es ist so, dass hinten zwanzig Prozent des Dachbodens für die Nassräume miteinbezogen werden mussten. Deshalb ist die Fläche des Dachbodens schon etwas kleiner. Wir haben zum Giebel hoch alles offengelassen, man sieht das alte Holz. Sollte danach eine weitere Ebene gewünscht werden und sollte sie technisch machbar sein, kann sie erstellt werden, aber erst in einem zweiten Schritt, weil man erst schauen muss, wie drinnen das Leben ist; denn so eine Ebene aufzubauen ist keine Schwerarbeit. Man muss es zuerst so ausprobieren, einmal schlafen und bewohnen – und dann sieht man, ob sie nicht im Weg wäre und den Lichteinfall behindert. Wir sind nicht dagegen, sie kann in Zukunft noch realisiert werden. Im Juni werden die Arbeiten fertig sein, da starten schon die ersten Projekte. Der Schlafsaal ist jetzt so gedacht wie auf einer Hütte: links und rechts das Matratzenlager, wie ihr es gezeichnet habt. In der Mitte bleibt der große Gang offen. Zu den Schlafräumen hin sind

kleine Bänke, wo man die Schuhe drunterstellen und gleichzeitig auch darauf sitzen kann, sollte einmal schlechtes Wetter sein. So kann man auch hier verweilen, Lichteinlass gibt es genug: Die Stirnbretter bleiben in ihrer Form und Farbe unverändert, sie werden in der Mitte abgeschnitten und fungieren dann wie Lamellen. Bei Tage werden sie geöffnet und abends kann ich sie mit Knopfdruck schließen. Es gibt Beleuchtung, Fußbodenheizung, Lärchenboden. Hinter den Schlafgelegenheiten gibt es zusätzliche Stauräume. Links und rechts vom Eingang befinden sich die Nassräume. Die Charakteristik vom Hof soll so erhalten bleiben.

Auf einer Höhe von 1.500 m ist es schwierig zu arbeiten, weil heuer in den Wintermonaten eineinhalb Meter Schnee lagen. Da fehlt der Platz, man muss den Schnee wegräumen, einen Monat lang gab es Stillstand auch wegen der Temperaturen. Wir haben schon die Heizung im Erdgeschoss den Winter über auf Probelauf angelassen, damit man eine Temperierung hinbekommt, aber die Temperatureinwirkung von außen war schon gravierend, als es zwischendurch so kalt war. In dieser Zeit kann man keine Mauerarbeiten erledigen, da sprengt es dann alles. Wenn der Verputz gefriert, fällt er später wieder runter. Jetzt läuft alles gut, wir haben alles hermetisch abgeriegelt, jetzt kommen wir zügig voran. Winter wird da oben auch in Zukunft ein großes Thema sein. Die Lebensmittel müssen hochgebracht werden. Ein Teilstück des Zufahrtsweges muss in näherer Zukunft saniert werden, denn dort bildet sich schnell viel Eis. Aber das werden wir schon schaffen. Hier muss man eine Lösung finden. Mir ist wichtig, dass das Alte nicht kaputtgemacht



Simona Mölgg / Klasse 2a5

wird. Das Neue kann nur gedeihen, wenn das Alte beibehalten wird, sonst hat man keine Verbindung. Ich bin eher ein Praktiker und es tut weh, wenn ich sehe, altes Holz wird kaputtgemacht, beispielsweise eine Tür, weil so etwas kann man erhalten. Es ist ein bisschen mehr Mühe, aber wenn man heute etwas entfernt und unachtsam wegwirft, das im fünfzehnten Jahrhundert gebaut worden ist, kommt man zu spät drauf, was man getan hat. Wir haben versucht, alles zu erhalten, was erhaltenswert war. Eure Recherchen waren bei der Konzeptentwicklung sehr wichtig; denn wenn ich heute ein Haus saniere und alles herausreiße und es beinahe neu aufstelle, kostet mich das weniger als die Hälfte. Wir haben uns dann überlegt, wie erklären wir das der folgenden Generation, wenn wir das Bestehende niederreißen? Der Mensch ist ja nicht dumm, der versteht, dass es Möglichkeiten gibt, etwas Besonderes zu erhalten, er weiß sich zu informieren. Das habt ihr in Gang gesetzt. Dann kam es zu einer Evolution des Projektes: Was braucht der Hof heutzutage? Die Umwandlung des Dachbodens in einen Schlafsaal war ein sehr wichtiges Thema laut eures Gestaltungsworkshops letztes Jahr, die Pläne waren erst gestern wieder beim Landesrat auf dem Tisch. Eure Arbeit fließt laufend in die Sanierung ein, wir versuchen die Ideen umzusetzen. Diese kommen von außen, die kommen von euch, denn alles andere sind bauliche Sachen; aber wir müssen schauen, dass wir alles in dem Konzept, so wie ihr das recherchiert habt und wie ihr es umgesetzt habt, dass das alles einwirkt. Es gibt für die Sanierung einen Dreijahresplan. Man muss sich aber die Zeit nehmen. Zuerst muss man sich überlegen, was tun wir? Wie tun wir es? Die alte Säge war anfangs nur als Ausweichwerkstatt gedacht,

das hieß keine Heizung, kein Wasser. Dann schauten wir uns die baulichen Gegebenheiten des Gebäudes genauer an, es ist alles aus Stein erbaut worden. An gewissen Punkten bestehen statische Probleme, wir müssen hier alles sanieren, innen und außen. Zusätzlich ergibt sich die Schwierigkeit, dass, wenn man heizen möchte, Steine, die durch das ganze Gebäude durchgehen, die Kondenswasserbildung fördern. Hier muss alles genau durchdacht sein, damit zum Schluss etwas Wohliges, Feines daraus wird. Wenn da Kinder hineingehen zu werken oder oben in den Seminarraum hochgehen, dann müssen sie sich wohlfühlen; sonst geht da niemand rein und man hat einen Haufen Geld verbaut und niemand nutzt es. Deshalb werden wir uns sechs Monate damit intensiv beschäftigen und im Herbst damit beginnen. Das darauffolgende Jahr werden wir, wenn wir die Finanzierung genehmigt bekommen, das Wirtschaftsgebäude sanieren, damit dann das Konzept abgeschlossen ist. Ein Backofen wird noch gebaut. Zum Schluss sollte das ganze Gehöft so saniert sein, dass das gesamte Konzept Schule-Tiere-Hof so umgesetzt wird, wie es angedacht ist. Vielleicht kommen später noch Baumhäuschen dazu, das wäre noch abzuklären, denn hierbei handelt es sich um urbanistische Sachen.

Es ist immer schön, wenn sich junge Leute interessieren; das bedeutet, dass in den folgenden Jahren alles weiterläuft, denn die werden dann erwachsen und können alles an ihr Enkelkinder weitergeben, so wie auch wir es tun. Ich glaube, das ist der größte Reichtum: Jeder, der da oben mitgearbeitet hat, mitarbeitet und hochkommt, wird darüber sprechen – gut oder schlecht, aber er wird darüber reden. Das ist ein wichtiger Faktor, wieso ich überhaupt meine Arbeit tue.



Michael Pezzeri / Klasse 2b5

„Eine ältere Struktur wiederherzustellen, das hat etwas ganz Besonderes, einen besonderen Geist [...]“



Begegnung mit Philipp Achammer

LANDESRAT RESSORT BILDUNGSFÖRDERUNG, DEUTSCHE KULTUR UND INTEGRATION, DEUTSCHES BILDUNGSRESSORT

Ich muss euch ein großes Kompliment ausdrücken, wie ihr euch intensiv nicht nur mit dem Burger Hof, sondern auch mit allem, was mit dem Burger Hof in Verbindung stehen kann (Geschichte,

Handwerk usw.) auseinandergesetzt habt. Mich hat der Burger Hof von Anfang an fasziniert, wir sind schon Ostern vor zwei Jahren an diesem Ort gestanden und wahrscheinlich ist es euch da gleich ergangen: Wenn man oben an diesem Ort steht, kann man sich wahrscheinlich nichts Schöneres vorstellen. Es ist ein ganz besonderer Ort. Deswegen haben wir damals gesagt, den Ort müssen wir unbedingt Kindern und Jugendlichen zur Verfügung stellen, damit vor allem ihr diesen gestaltet.

Es ist für mich interessant zu lesen und zu hören, was ihr zu einem externen Lernort sagt. Ich muss sagen, so beim ersten Mal, als ich auf den Burger Hof gekommen bin – das habe ich gut in Erinnerung – da war die Straße noch nicht so befahrbar, da hat irgendwann derjenige, der mit mir hinaufgefahren ist, gemeint, besser nicht anschnallen. Dann habe ich mir Sorgen gemacht, er hat wohl gemeint, dann

kommt man schneller aus dem Auto raus, wenn etwas passiert. Oben anzukommen – das werde ich nie vergessen, deswegen bin ich ja auch vom Burger Hof so fasziniert. Für mich war es ein bisschen so, wie ihr es vorhin gesagt habt, so ein bisschen ein Gefühl der Freiheit: oben anzukommen und zu spüren, man ist an einem Ort; da vergisst man vieles. Man kommt irgendwo an, was eigentlich gar nicht so weit weg ist; weil es würde ja Orte geben, die weiter weg sind, aber da kommt man oben an und lässt vieles auf dem Weg dorthin zurück. Und das ist für mich ein Ort, wo man schon zurückkommt; mir gefällt das, was ihr unter anderem schreibt, zu einem Ort, wo man Wurzeln spürt – und Freiheit. Man spürt einen Ort, der ist besonders, da ist eine lange Geschichte da, das wäre wahrscheinlich ganz anders, wenn da ein neues Wohnhaus oben stehen würde. Das Gefühl würde man nie so haben, wie man es jetzt so hat. Man spürt ein bisschen diesen Auftrag: Man muss mehr daraus machen! Das ist für mich der Burger Hof. Ich hoffe, dass viele Kinder und Jugendliche, die solche Erlebnisse nicht haben, sie dort finden. Ich denke, dass das eine ganz tolle Möglichkeit und Chance ist.

Für mich gibt es einen Wunsch: Ich war ja in diesen Jahren auch viel in Schulen unterwegs und ich bin vielen Jugendlichen begegnet, wo ich gespürt habe, die hätten einen starken Wunsch und fühlen sich auch in Schulen nicht mehr wohl und sagen: Ich habe meinen Weg nicht gefunden, ich weiß nicht, was machen. Ihr habt vorher, als ihr über das Handwerk gesprochen habt, gesagt: Aus sich selber etwas machen; jeder hat eine Möglichkeit und eine Chance, wenn man an sich selber arbeitet. Es gibt aber auch Jugendliche, die sagen, ich finde diesen Weg nicht – und das wäre so irgendwie mein Wunsch, dass sie mit diesem Gefühl am Burger Hof, wenn sie dort ankommen, sich auch ein bisschen besinnen und darüber nachdenken können. Was wäre denn mein Weg? Das wäre so ein bisschen mein Wunsch. Nicht nur das, man kann auch vieles andere oben an Erlebnis, Natur, Verbundenheit und Tradition, wie ihr es gesagt habt, machen.

Ihr habt die Partizipation angesprochen. Es hat mich heute schon beeindruckt, als ihr mehrmals davon gesprochen habt. Partizipation ist eigentlich ein Begriff, der nicht so lange gebräuchlich ist. Das, was mir gefällt, ist, denke ich, dass es weniger darauf ankommt, was sich der Landesrat wünscht, sondern was ihr euch für den Hof wünscht. Wir hatten bereits in der Vergangenheit viele Situationen, da hat man etwas hingestellt und gesagt, jetzt macht etwas daraus. Häufig ist es auch passiert, dass das dann ganz widerwillig aufgenommen worden ist. Vielleicht ergeht es euch auch einmal so, dass, wenn ihr in eine Struktur hineinkommt und euch sagt, tut jetzt, dann fragt ihr euch auch, was sollen wir

denn tun? Meistens ist die Reaktion dann auch eine negative, man sagt sich, vorschreiben lassen wir uns nicht, was wir zu tun haben. Ich denke, deswegen ist es das Tolle, dass ihr auch zum Ausdruck bringt, was auf dem Burger Hof passieren soll.

Ich komme immer wieder zur Überzeugung, wenn ich bei euch oder im Schulsprenkel oder anderen Schulen unterwegs bin, dass es heute schon ganz viele Wege, auch viele Wege von Schule gibt. Schule und Schule in Südtirol sind sehr unterschiedlich. Wir sind alle sehr unterschiedlich und jeder hat einen unterschiedlichen Weg. Der eine geht geradeaus, der andere macht Umwege, der andere macht viele Kurven, und zu diesen Wegen gehört auch der Burger Hof mit dazu. Ich wünsche mir, dass viele verschiedene Lernorte Platz haben und Platz haben müssen.

Wir wissen ja, in unserem Land gibt es eigentlich ganz wenig noch bewohnbaren Boden, der neu erschlossen werden kann. Das meiste Gebiet in Südtirol ist Waldgebiet, wir haben wenig neuen Grund oder Baugrund zur Verfügung. Deswegen wird das Thema „Sanieren“ in Zukunft eine noch größere Rolle spielen. Wir werden viel mehr als bisher nachdenken müssen, wie man ältere Gebäude wieder erschließen oder bewohnbar machen kann. Es hat auch eine Zeit gegeben, wo man dachte, man müsste nur neu bauen. Ich denke, das wird sich jetzt ändern. Es gibt Strukturen, die unter Schutz stehen, und andere, die älter sind und nicht wiederherstellbar, die muss man abreißen und wieder neu aufbauen, um etwas daraus zu machen. Da gilt es, den richtigen Weg zu finden; manchmal

scheitert es auch an den Kosten. Jetzt sind wir wieder beim Flair: Eine ältere Struktur wiederherzustellen, das hat etwas ganz Besonderes, einen besondereren Geist auch als eine neue Struktur, das hat schon einen Reiz.

Man sagt im Bereich des Wohnbaus „Braun vor Grün“; das würde heißen wiederherstellen, bevor neuer Boden für das Bebauen zur Verfügung gestellt wird. Wir diskutieren beispielsweise in der Landesregierung gerade über ein neues Raumordnungsgesetz, das verabschiedet werden soll. Raumordnungsgesetz bedeutet: Wie soll in Zukunft Grund und Boden für Bauten zur Verfügung gestellt werden? Da diskutieren wir auch, wie man einen Anreiz schaffen kann, damit „Braun vor Grün“ erfolgt. Vielleicht habt ihr bemerkt, dass es gerade im Dorfzentrum oft alte Bausubstanz gibt. Hier versucht man Anreize zu schaffen, beispielsweise durch Förderbeiträge.

Ich bin sehr beeindruckt von eurer Arbeit rund um den Burger Hof, weil ich glaube, dass es für euch ein Projekt ist, das bleibt; und man wird am Burger Hof, wenn dann die Projekte starten, merken, wie viel Arbeit ihr im Hintergrund gemacht habt. Das wird dann auch wieder ganz anders wahrgenommen; man wird merken, ihr wisst Bescheid: über den Hof, über die Hintergründe; die geben wir hoffentlich vielen weiter, die dann am Hof sind. Das ist etwas Bleibendes, was ihr geschaffen habt. Ich würde das so sagen.

Ich glaube, dass wir viele Lernorte für die Zukunft brauchen. Warum in Bildung investieren? Da kann ich mit einem Spruch antworten, den ein viel

schlauerer Mann, als ich es bin, gesagt hat: Wir sollten nicht danach fragen, was wir in Bildung investieren, sondern wir werden uns irgendwann die Frage stellen: Was ist teurer, als nicht in Bildung zu investieren. Und ich glaube, das wäre wirklich viel teurer. Wenn wir in Schulen, in Bildung investieren, dabei Geld ausgeben, auch viel Geld ausgeben, dann ist es gut und richtig. Es wäre teurer, es nicht zu tun, weil man danach ganz andere, erhebliche Kosten hat, wenn keine gute Ausbildung möglich ist. Viel besser ist es, jetzt in Bildung zu investieren, als später zu investieren.

Die Aussage von Frau Luana Ottobrini hat mir sehr gut gefallen: Das Alte schätzen lernen, um offen zu sein. Das ist im Grunde genommen schon etwas Wesentliches. Ich erlebe oft beides: Es gibt eine Seite, die sagt, nur das aus der Vergangenheit sei gut – und die anderen, die sagen, das war alles ein Blödsinn, wir schauen nach vorne. Ich glaube, es liegt genau in der Mitte drinnen: sich bewusst sein, woher man kommt, was einen ausmacht; gerade dann ist man offen für anderes. Wie hat Goethe so schön gesagt: Wurzeln und Flügel. Im Grunde ist es das: Nur wenn man Wurzeln hat, kann man auch Flügel entwickeln. Ihr habt die Wurzeln auch am Hof entdeckt, und dann wird es vielen Kindern und Jugendlichen gelingen diese Flügel zu bekommen, die sie für die Zukunft brauchen.

Zu den schönsten Projekten dieser Amtszeit als Landesrat gehört für mich der Burger Hof als persönliches Erlebnis dazu, da spürt man besonders viel Herz.



Alexia Milesi / Klasse 2cS

„Wir erleben an solchen Orten etwas Ursprüngliches und Echtes, das uns in unserem modernen Leben abgeht.“



Begegnung mit Roland Gnaiger

ARCHITEKT / PROFESSOR / LEITER STUDIENRICHTUNG ARCHITEKTUR,
KUNSTUNIVERSITÄT LINZ

Macht es Sinn, neue Häuser im alten Design zu bauen?

Nein! Diese Antwort überrascht Euch vielleicht, aber sie ist nicht so schwer zu verstehen: Es geht ganz einfach nicht! Die

Menschen würden diese Häuser nicht annehmen. Es ist zwar möglich, ein Haus (z.B. für ein Museum) von einem alten Muster nachzubauen, aber das würde unseren heutigen Bedürfnissen und Ansprüchen nicht gerecht. Die Lichtverhältnisse, die Raumhöhen, der Energieverbrauch (Heizkosten), die sanitären Einrichtungen, die Raumdisposition, wie sie in alten Häusern oft vorhanden sind, würden Menschen für einen (Erlebnis-)Urlaub akzeptieren, aber nicht für die Dauernutzung. Gerade wenn wir Respekt und viel Achtung vor den alten Bauten haben, dann dürfen wir sie nicht kopieren. Wir müssen viel mehr die Qualitäten der alten Häuser in jenen Aspekten verstehen, in denen sie uns heute beeindruckt und von dem, was heute davon noch bereichern kann, in transformierter Form in die Gegenwart übertragen.

Da oben fühlt man sich daheim. Was macht dies aus, warum ist das so?

Wir erleben an solchen Orten etwas Ursprüngliches und Echtes, das uns in unserem modernen Leben abgeht. Wir sind mit den Elementen, mit den Jahreszeiten, mit der Natur in viel engerer Verbindung als in neuen Häusern. Und im Haus ist zumeist nichts verkleidet, wir können alles erkennen und verstehen, nichts ist nur Schein – so wie in vielen neuen Häusern, wo man nie genau weiß, was sich unter der Oberfläche verbirgt. Wir alle haben einen Sinn für diese Qualität, erst recht wenn sie uns immer mehr verlorenght.

Wir haben in unseren Begegnungen verstanden, dass alte Baukultur verlorengehen kann. Weg ist weg. Wie stehen Sie persönlich dazu und wie als Architekt?

Ja, das gilt leider für alles, für gar alles in der Welt. Nicht nur Häuser „sterben“, das gehört zum Leben. Einer meiner Freunde hat dazu einmal gesagt, er würde auch gerne einmal mit Gandhi, mit Mozart oder mit Albert Einstein oder mit J.W.Goethe zusammen-treffen. So wie das nicht geht, können wir auch nicht die Wohnhäuser der alten Ägypter oder der Kelten oder der Azteken bewohnen oder besichtigen. Sie alle wären aber sehr interessant. So gut wir können, sollten

wir wertvolle, alte Bauten erhalten. Aber wichtiger ist es, dass das, was wir heute bauen, so gut wird, dass es einstmals auch ein wertvolles Erbe werden kann.

Wie schafft man es, diesen Reiz, den Altes ausstrahlt, beizubehalten?

Diese Frage ist nicht allgemeingültig beantwortbar. Jeder Fall ist anders. Immer muss ich als Planer erkennen, was beim jeweiligen Bauwerk das Unverzichtbare, das Charakteristische ist, und das muss erhalten werden. Mitunter sind das unterschiedliche Dinge: die einfache Klarheit des Grundrisses, die Materialisierung, die Raumproportionen oder noch vieles andere.

Wie schafft man es, ein Gespür fürs Alte, fürs „Wertvolle“, für „hier fühlen wir uns wohl“ zu entdecken und zu beleben?

Indem man sich viel damit befasst. Durch ein ausdauerndes „Hinspüren“, ein einfaches, geduldiges Hinsehen und das Analysieren und Verstehen der Ordnungsprinzipien und Charakteristik eines Bauwerks erschließt es sich uns. Es gehört Verstand und Empfindung dazu.

Welche Funktionsvielfalt sollte ein Gebäude haben, um eine „passende“ Atmosphäre zu haben?

Alte Bauten sind meist nicht so sehr auf eine Funktion hin ausgerichtet. Wenn man sich als Beispiel ein altes Stadthaus ansieht, dann kann in den Geschossen eine Familie wohnen, eine betreute Wohngemeinschaft sein, eine Ordination, eine Kinderbetreuungsstätte, ein Architekturbüro, und noch vieles mehr. Nur neuere Häuser sind sehr stark auf eine Nutzungsart festgelegt, meist sogar auf sehr subjektive Wünsche hin

gestaltet. Aber es ist wie mit einem Maßanzug, der passt nur dem Käufer und diesem nur ein paar Jahre.

Auf welche Weise kann alte Baukultur erhalten bleiben? Wie genau würden Sie dies fördern und einfordern?

Das ist ein Bildungsauftrag (wie ihr ihn im Augenblick wahrnehmt), eine politische Aufgabe, eine des Landes und der Kommunalpolitik. Jeder kann dafür etwas tun, insbesondere auch die Architektinnen und Hausbesitzer. Wenn sich jeder in seinem Einflussbereich darum bemüht, wird es besser. Am meisten helfen gelungene Beispiele. Besucht solche in Südtirol!

Wann haben Sie Ihre Liebe zum Ursprünglichen entdeckt?

Ich glaube, die war bei mir schon immer da. Dadurch, dass ich sie nicht verdrängt habe, ist sie gewachsen.

Was gefällt Ihnen an Ihrer Tätigkeit am besten?

Dass sie so enorm vielfältig ist, dass man immer dazu lernen kann, dass man so viel von der Welt verstehen lernt, dass sie so kreativ ist, ohne, dass man sich in der Phantasie oder im Wunschdenken verlieren kann.

Wie gestaltet man ein Dorf, eine Stadt, in der viel Integration gelebt wird?

Die Vielfalt der Funktionen ist der Schlüssel. Wenn einem Dorf der Laden, die Bäckerei, das Gasthaus, der Kindergarten verloren geht, dann wird es immer ärmer und schließlich trostlos. Es ist wie beim Domino, jeder Verlust reißt einen anderen mit. Aber auch die Gestaltung ist wichtig, sie sollte mit sehr viel Können und Liebe erfolgen.

„Das Alte schätzen lernen, um offen zu sein.“



Begegnung mit Luana Ottobrini

STUDENTIN UNIVERSITÄT BOLOGNA
MASTERARBEIT „CREARE SPAZI EDUCATIVI DENTRO E FUORI LA SCUOLA“

La prima impressione che ho avuto è stata quella di aver vissuto questa esperienza nel cuore, perché i ragazzi hanno per primi partecipato intensamente a questo lavoro.

Ho, infatti, conosciuto questo progetto quando ho preso parte al convegno tenutosi all'università, dove ho avuto modo di parlare con due studenti della classe 3B, Ornella e Felix. Mi hanno raccontato ciò che hanno fatto, le esperienze vissute e ho così percepito il grande trasporto e coinvolgimento per ciò che stavano studiando. Mi ha colpito particolarmente sentire che fondamentale per i ragazzi è capire attraverso questo luogo chi sono loro e chi vogliono diventare. Ritengo che questo sia l'obiettivo che dovrebbe avere ogni scuola. Penso che sia importantissimo per un ragazzo riuscire a capire chi è realmente. Nella mia tesi vorrei quindi focalizzarmi proprio su questo aspetto, perché anche nel resto d'Italia ci sono tante realtà che possono aiutare gli alunni a chiarirsi le idee su chi sono e a

crescere diventando adulti consapevoli.

Questo è stato per me un esempio grandioso.

Mi piacerebbe poter tornare indietro nel tempo e fare questo tipo di attività ed esperienze, perché ritengo che proprio questo sia mancato nel mio percorso scolastico. Ho avuto bravissimi insegnanti, ma mi è mancato quel contatto diretto con la realtà. Questi ragazzi hanno lavorato divertendosi, hanno avuto la possibilità di uscire dalla classe e non dover stare sempre e solo seduti tra i banchi di scuola. Un'altra cosa, che ho anche condiviso con il direttore, è stata come sia possibile valorizzare il vecchio per capire il mondo di oggi. Molto spesso si costruisce il futuro senza guardare al nostro passato. Come è possibile crescere senza avere solide basi su cui poterlo fare? Avere questa consapevolezza a quest'età penso che sia una grande conquista. Mi auguro che un giorno possano sorgere realtà simili in altre parti d'Italia.



Giorgia Vendramin / Klasse 2aS



Moritz Ladstätter



Ornela Zdrava



Jana Oberhofer



Manuel Selmani



Hannes Rabensteiner



Eva Hell

Gedankensplitter

Moritz Ladstätter

Man kann rund um den Hof vieles machen, man kann vieles erleben. Wir können auch mit Bienen arbeiten. Das ist halt ein großes Erlebnis.

Ornela Zdrava

Wenn man auf dem Hof oben ist, fühlt man sich ganz anders, es ist ein ganz anderes Gefühl, schon dass keine Autos sind, die frische Luft; man lernt immer dazu, zum Beispiel über die Natur, was man vorher nicht wusste.

Jana Oberhofer

Wenn man auf den Burger Hof kommt, genießt man das schöne Panorama. Es ist dort nie langweilig, im Gegenteil, es ist cool, man hat eine Auszeit und nicht immer Schule.

Manuel Selmani

Der Berghof ist ein schöner Ort zum Lernen.

Hannes Rabensteiner

Was mich besonders beeindruckt hat, ist, dass der Hof vermutlich schon über sechshundert Jahre alt ist, und – wir haben ja Beprobungen entnommen und herausgefunden, auch die Balken sind sechshundert Jahre alt – dass alles noch steht, das hat mich fasziniert.

Eva Hell

Der Burger Hof ist ein beeindruckender, alter Hof. Er liegt etwas abseits vor einem Wald, zwischen den Bergen. Da oben kann man die Natur und das alte Leben auf Höfen entdecken. Es ist ein Ort, wo man abenteuerlich lernt und seine Wurzeln besser kennenlernt.



Theresa Patzleiner



Stefan Agostini



Manuel Huber



Hannah Gitzl



Andrea Moser



Stefanie Pahl

Theresa Patzleiner

Betritt man den Burger Hof und seine Umgebung, so bekommt man sofort ein Gefühl von Freiheit. Man weiß auch gleich, dass der Aufenthalt ein großes Abenteuer wird.

Stefan Agostini

Lernen auf dem Burger Hof ist etwas Anderes als immer in der Schule zu sitzen.

Manuel Huber

Burger Hof – uriger Hof, gute Aussicht, Natur, Wald.

Hannah Gitzl

Der Burger Hof ist ein sehr, sehr alter Hof. In der ersten Klasse dachte ich, das Projekt „Burg“ sei jetzt fertig. Als uns dann die Frau Professor in der zweiten und dritten Klasse wieder gefragt hat, waren wir einverstanden. Für mich ist der Burger Hof Freiheit, ein anderes Lernen und einfach Spaß am Lernen haben. Es waren sehr tolle und interessante Jahre, ich werde sie nie vergessen.

Andrea Moser

Der Burger Hof ist für mich ein Ort zum anderen Lernen. Es ist abwechslungsreich, und Schule macht wieder Spaß. Es ist eine coole Initiative und man kann sehr viel erleben.

Stefanie Pahl

Der Burger Hof bedeutet für mich als externer Lernort „Freiheiten“, das ist etwas Anderes als Schule. Man ist viel in der Natur und man kann Neues entdecken. Er steht für eine schöne Begegnung, die man nicht jeden Tag erlebt.



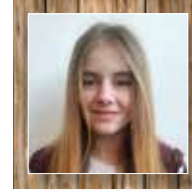
Felix Oberstaller



Emanuel Lamp



Mara Schwingshackl



Jessica Holzer



Hannah Seiwald

Felix Oberstaller

Es ist ja auch etwas ganz Besonderes, dass wir an verschiedenen Veranstaltungen und Aktivitäten teilnehmen können, zum Beispiel beim Open Space an der Universität in Brixen. Und dieser Burger Hof ist für mich auch ein gutes Beispiel für Partizipation, wir haben ja auch teilhaben dürfen am Burger Hof. Und schon dass wir bei der Projektwoche entscheiden durften, dass wir unsere Ideen einbringen konnten und dass man auf dem Hof auch etwas machen kann...

58

Emanuel Lamp

Es ist ein anderes Lernen als in der Schule: cool und interessant.

Mara Schwingshackl

Der Burger Hof ist ein ganz besonderer Hof. Er bietet für mich und andere Schüler eine Möglichkeit, neue Lernmethoden kennenzulernen und zu erleben. Auf dem Hof kann man sehr tolle und interessante Abenteuer erleben. Mich fasziniert auch die Ausstrahlung des Hofes. Auf dem Hof wächst man meiner Meinung nach auch als Gruppe besser zusammen, das hat mich sehr beeindruckt.

Jessica Holzer

Neues Lernen in anderer Umgebung – mich hat es fasziniert, als wir zum Burger Hof hoch sind: Die frische Luft und die Stille sind beeindruckend, auch dass das Haus so alt ist, ist faszinierend. Das Ruhige auf dem Burger Hof macht ihn schön, die Atmosphäre besonders.

Hannah Seiwald

Für mich ist der Burger Hof ein ganz besonderer Ort, da er zukünftig für Schülerinnen und Schüler ein Ort zum Lernen wird. Auf Burg wird das Lernen zum Abenteuer. Schule wird anders erlebt.



Schülerinnen und Schüler der Klasse 3B der Mittelschule Welsberg gemeinsam mit Karin Sparber

Impressum

Herausgeber

Schulsprenkel Welsberg

Autorinnen und Autoren

Mittelschule Welsberg

Stefan Agostini, Hannah Gitzl, Eva Hell, Jessica Holzer, Manuel Huber, Moritz Ladstätter, Emanuel Lamp, Andrea Moser, Jana Oberhofer, Felix Oberstaller, Stefanie Pahl, Theresa Patzleiner, Hannes Rabensteiner, Mara Schwingshackl, Hannah Seiwald, Manuel Selmani, Ornella Zdrava

Projektleitung

Karin Sparber, Mittelschule Welsberg

Lektorat

Josef Oberhollenzer

Redaktion

Karin Sparber, Manfred Steiner

Fotos

Sprachen- und Realgymnasium Nikolaus Cusanus Bruneck

Anna Caumo, Theresia Fischnaller, Alexia Milesi, Simona Mölgg, Michael Pezzei, Giorgia Vendramin, Evelyn Widmann mit den Lehrpersonen Manfred Steiner und Joachim Treyer

Josef Elzenbaumer

Lois Ebner

Alex Unteregger

Cover: Josef Watschinger

Grafik und Druck

Kraler Druck, Vahrn

©2018

Alle Rechte vorbehalten

Wir danken allen Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern: Philipp Achammer, Lois Ebner, Josef Elzenbaumer, Michael Grabner, Roland Gnaiger, Julia Kadnar, Luana Ottobriini, Claudia Plaikner, Christoph Stoll, Peter Summerer, Dietmar Trebo sowie Alex Unteregger, Strukturleiter Burger Hof und Valentina Franci.

Ein Dank geht auch an die Sozialgenossenschaft, die den Burger Hof als externen Lernort in die Bildungslandschaft Pustertal einbringt.

Weblink: <http://www.ssp-welsberg.it/>

youTube playlist Burger Hof

